

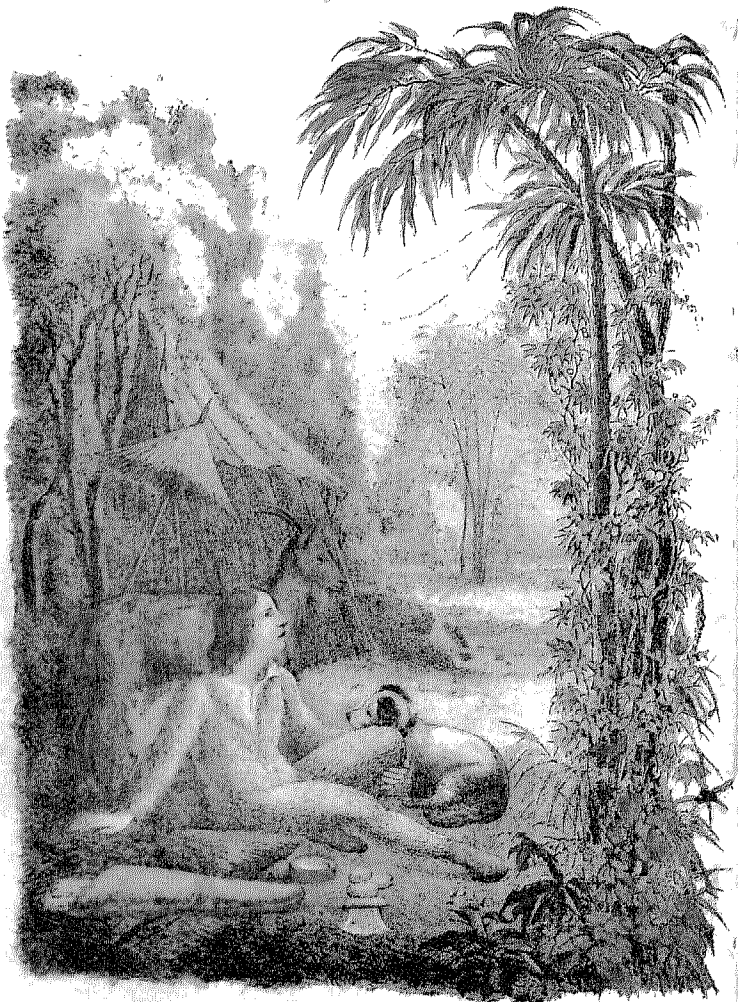
ROBINSON.



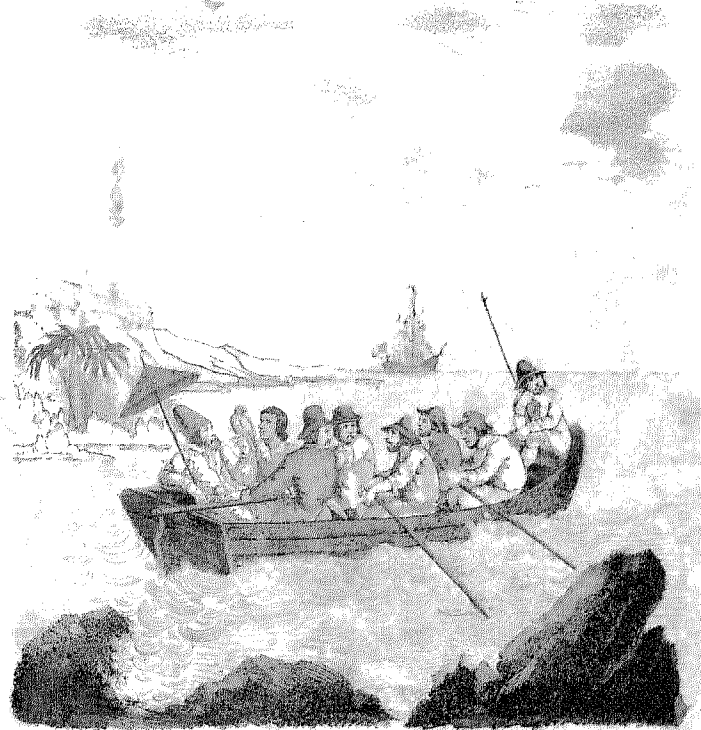
18

21665

Berlin, Hasselberg'sche Verlagsbuchhandlung



Robinson's Abenteuer
von
Dr. Fr. Rauch.



Berlin, bei Haffselberg

Robinson's Abreise und erste Abentheuer.

Ich wurde zu York, wo meine Eltern seit längerer Zeit lebten, geboren. Früher hatte mein Vater, welcher aus Bremen gebürtig war, in Hull Handelsgeschäfte getrieben, und sich ein bedeutendes Vermögen erworben, das ihm erlaubte sorgenfrei in einer glücklichen Zurückgezogenheit zu leben. Von meinen Brüdern verlor der älteste in einer Schlacht mit den Spaniern sein Leben; was aus dem andern geworden ist, blieb mir eben so unbekannt wie meinen Eltern.

Mein Vater ließ mich, den nunmehr einzigen Sohn, sorgfältig unterrichten, und hatte

die Absicht, daß ich später die Rechte studiren sollte. Doch in meinem Kopfe steckten ganz andere Pläne; es war mein einziger Wunsch zur See zu gehen, und in der weiten Welt mein Glück zu machen. Umsonst stellte mir mein Vater vor, wie thöricht dieser Vorsatz sei, da zur Ausführung meines Planes vor allen Dingen mancherlei Kenntnisse nöthig wären, die ich durchaus nicht besäße, umsonst bat mich die Mutter mit Thränen, von einer Neigung abzulassen, die mich gewiß in das größte Elend stürzen würde. Deine beiden Brüder, sagte sie, haben wir verloren, Du bist nun unser einziges Kind und willst Deine Eltern in Gram und Kummer allein lassen?

Anfangs war ich gerührt durch so liebevolles Zureden, und versprach Gehorsam, doch schon nach einigen Wochen erwachte wieder mein Lieblingsgedanke, und jetzt beschloß ich, ohne Wissen meiner Eltern, deren Ermahnungen ich ausweichen wollte, mich zu entfernen, und die erste Gelegenheit, die sich mir darbieten

würde, zu benutzen; eine solche fand sich auch bald genug.

Ich war eines Tages in dem nicht fernem Städtchen Hull und begegnete hier einem Freunde, der auf dem Schiffe seines Vaters nach London reisen wollte.

„Willst Du mitreisen?“ fragte er, „die Ueberfahrt soll Dich nichts kosten!“

Ich besann mich keinen Augenblick, und ohne von meinen Eltern Abschied zu nehmen, ohne den Beistand und die Gnade des Himmels zu erbitten, begab ich mich an Bord seines Schiffes. Dieser Tag war der erste September des Jahres 1651.

Wir hatten kaum den Fluß Humber verlassen und das hohe Meer erreicht, als sich ein Wind zu erheben anfing. Die Wellen schlugen höher und höher, und wenn das Schiff in die Fluten sank, glaubte ich es auf den Grund des Meeres stürzen zu sehen, um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Ich fühlte mich in einem höchst unbehaglichen Zustande,

denn in meiner Seele erhob sich ein noch größerer Sturm; es war das Gewissen, welches mir mit donnernder Stimme zurief: Robinson, was hast Du gethan! Ungehorsamer Sohn, warum hast Du den Bitten Deines guten Vaters und den Thränen der zärtlichen Mutter nicht nachgegeben? Wohin Du auch stehen wirst, Dein böses Gewissen wird Dir folgen bis ans Ende der Welt.

Von solchen Vorwürfen gemartert, fiel ich in die größte Traurigkeit, und ich faßte den guten Vorsatz, wenn die Gefahr überstanden, gleich dem verlorenen Sohn in das väterliche Haus zurückzukehren.

Der Wind legte sich endlich, die schwarzen Wolken verschwanden und an dem reinen Himmel ging am folgenden Tage die goldene Sonne auf und spiegelte sich widerstrahlend in der klaren ruhigen Oberfläche des Meeres. Dieser Anblick entzückte mich, und die guten Vorsätze von gestern waren darüber bald aus meiner Seele verschwunden. — Als der Abend kam, begab ich

mich unter das Schiffsvolk, welches beim Punsch saß, und ich ließ mich nicht nöthigen, tüchtig mitzuzechen und so die zuwellen noch mahnende Gewissensstimme ganz zum Schweigen zu bringen.

Wir gelangten nun nach einigen Tagen auf die Rheebe von Yarmouth, und da der Wind uns entgegen war, hielten wir uns hier eine ganze Woche auf, nicht ahnend die Gefahr, welcher wir so nahe waren.

Es war am achten Tage, als sich ein wirklicher Orkan erhob. Die See ging hoch und stürmisch, jede Minute tauchte das Vordertheil des Schiffes ins Wasser, die Wellen schlugen über die Seiten des Verdecks, ängstlich und mit Todesblässe auf den Gesichtern liefen die Matrosen hin und her; der Kapitain, ein sonst unerschrockener Seemann, rief, vor seiner Kajüte auf und ab gehend: „Großer Gott, hab' Erbarmen mit uns! Wir sind verloren! es ist um uns geschehen!“ Jetzt kam der Hochbootsmann und sagte, daß man den Fockmast kap-

pen müsse. Es geschah; doch bald war man genöthigt, auch den mittlern zu kappen und das ganze Verdeck glatt zu machen.

Es war Mitternacht geworden, immer schrecklicher heulte der Sturm, da schrie plötzlich ein Mann: das Schiff habe einen Leck bekommen und im unteren Raume wäre bereits 4 Schuh hoch Wasser. Ich lag in Betäubung auf meinem Bette, als mich ein Matrose mit den Worten aufrüttelte: He, Bur-sche, an die Pumpe, damit Du doch zu etwas nütze bist! Ich begab mich auch sogleich an eine Pumpe und arbeitete tüchtig mit. Unterdessen bemerkte der Schiffskapitain einige Kohlenschiffe von fern und ließ, zum Zeichen, daß er sich in Noth befände, einen Kanonenschuß thun. Ich glaubte das Schiff verste und fiel in eine Ohnmacht; ein Matrose stieß mich mit dem Fuße weg, und nahm an meiner Statt bei der Pumpe Platz, doch das Wasser drang immer mehr ein und alle Wahrscheinlichkeit war vorhanden, daß das Schiff bald sinken werde,

obgleich man fast alles, was sich auf demselben befand, bereits über Bord geworfen hatte.

Zum Glück war der Nothschuß gehört worden; eins jener Kohlenschiffe hatte ein Boot ausgelegt und dies gelangte an das Hintertheil unsers Schiffes. Um es heranzuziehen warf man ein Seil demselben zu, und, aus meiner Ohnmacht erwacht, folgte ich den Andern in das Rettungsboot, wo wir nach einer Viertelstunde unser Schiff versinken sahen.

Da es unmöglich schien das Fahrzeug, zu welchem die Schaluppe gehörte, zu erreichen, ruderten wir dem Lande zu, das wir endlich nach vielen Anstrengungen betraten. Wir begaben uns nach Yarmouth, wo wir besonders von den Kaufleuten liebevoll empfangen wurden; sie gaben uns Geld, um entweder nach London zu gehen oder nach Hull zurückzukehren. Fast noch niedergeschlagener als ich, war mein Kamerad, der Sohn des verunglückten Schiffskapitains; dieser letztere hatte bisher wenig auf mich geachtet und fragte

mich fest: „Wer seid Ihr denn eigentlich und was hat Euch bewogen zur See zu gehen?“

Als ich ihm erzählte, daß ich diese Reise nur versuchsweise und ohne Wissen meiner Eltern mitgemacht hätte, da sprach er voll Unwillen und mit ernster Miene: Unglücklicher! Wie konntet Ihr es wagen, mit dem Bewußtsein einer so großen Sünde ein Schiff zu besteigen! Hätte ich dieß in Hull gewußt, um keinen Preis der Welt hätte ich Euch mitgenommen; Ihr habt gesehen, daß die Vorsehung Euch zürnt, verstehet ihren Wink und kehret in die Arme Eurer Eltern zurück; ohne den Segen Eures Vaters werdet Ihr nichts als fehlgeschlagene Hoffnungen, nichts als Unglück und Elend finden.

Ich wußte dem Manne nichts zu antworten, schämte mich meines Unrechts und beschloß, seinem Rathe zu folgen. Ich trennte mich jetzt von dem Schiffskapitain und ging nach London, um zu meinen Eltern zurückzureisen. Doch schon auf dem Wege dahin be-

gann mein guter Vorsatz zu wanken, und der Gedanke, wie werden dich die Leute zu Hause auslachen, bewirkte eine falsche Scham in mir und vermehrte meine Abneigung gegen die Rückkehr ins Vaterhaus. Bald vergaß ich wieder die Gefahren des letzten Sturms, und die eitle Hoffnung, mein Glück in der weiten Welt machen zu wollen, bemächtigte sich von Neuem ganz meiner Seele. —

Ich langte in London an und machte schon am ersten Tage zufällig die Bekanntschaft eines Schiffskapitains, welcher an der Küste von Guinea gewesen und durch den reichen Gewinn seiner ersten Fahrt ermuthigt, wieder dahin zurückkehren wollte. Ich schien dem Manne zu gefallen, und er machte mir den Vorschlag, mit ihm zu reisen, es sollte mir durchaus keine Kosten verursachen, ich sollte mit ihm essen und trinken und sein Gesellschafter sein; mein baares Geld möchte ich dazu anwenden, Waaren einzukaufen und der bei dem Handel in Guinea mir erwachsende Gewinn sollte mein

Eigenthum bleiben. Mit Freuden nahm ich ein mir so erwünschtes Anerbieten an, nur fehlte mir eins: Geld; denn was ich von den Kaufleuten in Hull erhalten hatte, war zu wenig; ich schrieb daher an einige meiner Verwandten, durch deren Vermittelung ich sehr bald eine nicht unbedeutende Summe, die sie gewiß größtentheils von meinem Vater erhalten hatten, empfing.

Ich schiffte mich also nach Guinea ein. Diesmal traf mich kein Sturm, unsere Fahrt ging vortreflich von Statten; wir hatten unsere Waaren eingetauscht, und mit Schätzen reich beladen kehrten wir zurück. Ich brachte für meinen Theil so viel Goldstaub von Guinea mit, daß ich dafür in London ungefähr 2000 Thaler erhielt. Doch noch höher schlug ich die Kenntnisse an, welche ich mir durch den Umgang mit dem Schiffskapitain erworben. Ich war Guineakaufmann geworden und hatte außerdem so viel Mathematik und Schifffahrtsregeln gelernt, daß ich den Lauf eines

Schiffes genau berechnen konnte. Schon machte ich neue Pläne, als mein Freund, der Schiffskapitain, wenige Tage nach unsrer Ankunft in London plötzlich starb. Als ich hörte, daß der Steuermann bei der ersten Fahrt, bei der zweiten den Oberbefehl erhalten werde, wandte ich mich an diesen, und ohne Bedenken erlaubte er mir mitzureisen. Für den kleineren Theil meines Vermögens kaufte ich wieder Waaren, das übrige Geld vertraute ich der Wittwe meines verstorbenen Freundes an.

Wir lühten die Segel, in freudiger Hoffnung, auch dieß zweite Mal glücklich ans Ziel zu gelangen, doch wie ganz anders kam es! Als wir eines Tages zwischen den kanarischen Inseln und der Küste von Afrika hinsteuerten, bemerkten wir in der Morgendämmerung einen türkischen Seeräuber, welcher gerade auf uns lossegelte. Wir versuchten durch die Flucht zu entkommen, da wir aber sahen, daß er schneller segelte und uns bald einholen würde, machten wir uns zur Vertheidigung fertig, obgleich un-

fer Schiff nur zwölf Kanonen, das der Seeräuber achtzehn hatte. Der Korsar näherte sich jetzt auf Schußweite und die Kanonade begann. Wir hielten wacker Stand und nöthigten den Seeräuber einmal zum Rückzuge, doch bald erneuerte er seinen Angriff wieder und in wenig Minuten war unser Schiff geentert.

Die Räuber stürzten auf unser Verdeck und zerstörten die Masten und das Tauwerk. Wir wehrten uns wie die Löwen mit Piken, Flinten und Granaten, zweimal hatten wir sie vertrieben, doch zweimal waren sie wiedergekommen, und zuletzt mußten wir der Uebermacht weichen und uns ergeben.

Wir wurden jetzt als Gefangene nach Salte, einem Seehafen der Türken, geführt. Der größte Theil der Mannschaft ward in das Innere des Landes zum Kaiser geschleppt; mich behielt jedoch der Korsaren-Kapitain als seinen Antheil an der Beute zurück, um mich zu seinem Dienste zu gebrauchen. — Er behandelte mich zwar im Ganzen nicht schlecht, doch der

Gedanke, daß ich aus einem Kaufmann ein Sklave geworden, machte mich im höchsten Grade betrübt.

Früher hatte ich mich geschämt, als Matrose ein Schiff zu besteigen, wobei ich doch wenigstens Gelegenheit gehabt hätte, Kenntnisse zu erwerben, und nun sollte ich, trotz meines schönen Rockes, in welchem ich einem Stutzer gleich, die niedrigsten Berrichtungen bei einem Ungläubigen thun! Dazu kam noch, daß mir das Gewissen beständig zurief: Du hast dies Unglück verschuldet um deiner Eltern willen!

Was mich in dieser trübseligen Lage noch aufrecht erhielt, war die Hoffnung, daß mein Gebieter bald wieder auf neuen Raub ausgehen und mich auf seinem Schiffe mitnehmen würde. Früher oder später, dachte ich, wird er mit einem Kriegsschiffe zusammentreffen, das sein Fahrzeug mit der Mannschaft gefangen nimmt, man wird mich dann als einen Engländer erkennen und mir die Freiheit wieder geben. Aber bald verschwand diese Hoffnung,

da er mich bei seiner nächsten Fahrt zurückließ, um den Garten zu bestellen oder im Hause die gewöhnlichen Sclavenarbeiten zu verrichten.

Ich dachte daher unaufhörlich auf ein Mittel, von diesem Orte zu entfliehen; doch alle meine Entwürfe scheiterten an der Unmöglichkeit, auch nur einen derselben auszuführen, weil ich keinen Gefährten hatte, der mir hätte behülflich sein können. — Zwei Jahr war ich bereits in Sclavendienste, als folgender Umstand die Idee zur Flucht wieder neu und lebhaft erweckte. Wir waren mit unserem Gebieter an einem heiteren Morgen auf den Fischfang ausgefahren, als plötzlich ein dichter Nebel die Aussicht nach dem Lande verhinderte, so daß wir bald nicht mehr wußten, wo wir uns befanden und aufs Geradewohl forttruderten. Nachdem wir den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht gearbeitet hatten, erstaunten wir nicht wenig, am Morgen die Küste in einer Entfernung von zwei Meilen zu erblicken. Wir kamen zwar glücklich zurück, doch mein

Herr beschloß jetzt, niemals wieder ohne Compaß und Mundvorrath auf den Fischfang zu gehen.

Eines Tages sollte eine Lustpartie unternommen werden; mehrere Freunde waren dazu eingeladen und die Barke wurde mit einem großen Vorrath sowohl an Lebensmitteln als an Pulver und Schrot versehen. Ich hatte Alles besorgt, als ich plötzlich von meinem Herrn den Befehl erhielt, allein zu fahren und mir zum Fischen den alten Sclaven Mosey mit seinem Sohne Kuri mitzunehmen.

Eine schönere Gelegenheit, dachte ich, wird dir nie wieder geboten, zu entfliehen. Ich suchte vor allen Dingen den Mundvorrath im Schiffe zu vermehren, indem ich dem alten Mauren erklärte, daß wir die für die Gesellschaft mitgenommenen Speisen doch nicht anrühren dürften. Mosey holte auch sogleich noch einen großen Korb Zwieback, und ich suchte mir noch einige Beutel voll Pulver und Schrot zu verschaffen. Also versehen stachen wir in die See. — Das Fischen wollte indessen nicht recht ge-

hen, besonders da ich mir absichtlich keine Mühe gab, und ich schlug daher vor, weiter zu fahren.

Wir mochten wohl eine Meile zurückgelegt haben, als ich mich leise dem alten Moley näherte, und indem ich mich bückte, als wollte ich etwas vom Boden aufheben, ihn bei den Schenkeln ergriff und ins Meer warf. Da er aber so gut wie Korkholz schwimmen konnte, kam er sogleich wieder über das Wasser und bat mich flehentlich, ihn an Bord zu nehmen, dem er sich mit ungeheurer Kraftanstrengung näherte. Besorgt greife ich nach einer Flinte und nach ihm zielend rufe ich ihm zu: „Wagst Du es, Dich dem Schiffsrand zu nähern, so zerschmettere ich Dir den Kopf; Du bist ein vortrefflicher Schwimmer und wirst leicht das Land erreichen; kehrt Du dahin zurück, so werde ich Dir kein Leid zufügen!“ Auf diesen guten Rath drehte er sich um und schwamm der Küste zu, die er gewiß in wenigen Stunden erreicht hat. Jetzt wandte ich mich zu dem Knaben und sprach: „Kuri, so Du mir

treu zu dienen schwörst, werde ich einen tüchtigen Mann aus Dir bilden, wo nicht, muß ich auch Dich ins Meer stürzen.“

Mit lächelnder und so unschuldiger Miene gelobte er hierauf, mir ehrlich und redlich zu dienen, daß ich ihm unmöglich mißtrauen konnte.

Ich hatte mich auch in dem Knaben nicht getäuscht, der mir auf dieser 28 Tage währenden Fahrt unendliche Dienste leistete. Als wir nach dem fünften Tage meiner Flucht Land sahen, und unser Wasservorrath bereits zu Ende gegangen war, wagte er sich mit einem Gefäß schwimmend ans Land und brachte dasselbe gefüllt zurück. Da es uns auch bald an Lebensmitteln fehlte, zwang uns die Noth, an der Küste zu jagen, wobei Kuri oftmals Proben von Unerfrodenheit und Geschicklichkeit an den Tag legte. Wir erlegten sogar einmal einen großen Löwen, dessen Fell ich von der Sonne trocknen ließ und dann zur Lagerstätte gebrauchte. Die ganze Küste, welche meist aus ungeheuren Sandwüsten bestand, wimmelte

von Löwen, Tigern und Leoparden; es war also sehr gefährlich zu landen.

Während ich am 28sten Tage unserer Fahrt am Steuerruder saß und in Gedanken vertieft war, wohin das Schicksal uns führen möchte, schrie der Knabe plötzlich, außer sich vor Schrecken: „Ein Schiff, ein Schiff!“

Er fürchtete nämlich, daß unser alter Geleiter, dem wir entflohen waren, zu unserer Verfolgung das Fahrzeug abgesandt hätte; ich hingegen war eben so sehr von Freude wie er von Furcht bewegt, denn ich wußte wohl, daß wir uns bereits viel zu weit entfernt hatten, um noch erreicht werden zu können, daß es vielmehr ein Schiff sein mußte, welches zu unserem Heil an diesem Punkte erschien.

Wir ruderten nun aus allen Kräften und fuhren mit vollen Segeln, um die hohe See zu gewinnen, doch schon verlor ich alle Hoffnung, denn das Schiff verschwand fast vor meinen Blicken, als ich endlich die freudige Bemerkung machte, daß es beilegte und



mich zu erwarten schien, nachdem ich einen Nothschuß mit einer Flinte gethan und eine in dem Bote zurückgebliebene Flagge aufgesteckt hatte. Nach drei Stunden erreichte ich das Schiff und wurde von der Mannschaft freundlich aufgenommen. Man erzählte mir später, daß man mich mit Fernröhren bemerkt, aber von meinem Schuß, den ich gethan, nichts gehört, sondern nur den Rauch gesehen hätte.

Nachdem man mich in französischer, spanischer und portugiesischer Sprache angeredet hatte, von denen ich keine verstand, fragte mich endlich ein schottischer Matrose, wer ich sei. „Ein Engländer,“ antwortete ich, „der so eben aus der Sklaverei der Mauren entflohen ist.“ Man kann sich leicht denken, wie unbeschreiblich groß die Freude war, mich aus meiner verzweifeltsten Lage befreit zu sehen.

II.

Aufenthalt in Brasilien. —
Schiffbruch.

Um meinen Dank an den Tag zu legen, bot ich dem Kapitain alle meine Habseligkeiten zum Geschenk an; doch der gute Mann wollte durchaus nichts nehmen. „Es ist mir Belohnung genug, Herr Engländer,“ sagte er, „das Leben eines braven, jungen Menschen gerettet zu haben; die Erinnerung an diese That hat mehr Werth für mich, als der Besitz Ihrer Habseligkeiten, deren Sie übrigens nothwendig bedürfen werden, denn ich segle nach dem von Ihrem Vaterlande so fernen Brasilien, wo sie Ihnen gute Dienste, um Ihren Unterhalt und Ihre Rückreise zu bestreiten, thun können. Auch

der Aufenthalt auf meinem Schiffe soll Ihnen keine Kosten verursachen, im Gegentheil werde ich Ihnen Vorschläge machen, welche Ihr kleines Besitztum vergrößern werden.“

Er erbot sich nun, die Barke, die sich in gutem Zustande befand, mir abzukaufen; auch meinen kleinen Kuri sollte ich ihm für eine hübsche Summe überlassen; es schien, daß er den Knaben lieb gewonnen und daß auch Kuri ihn gern hatte. Ich konnte mich nicht gut weigern, zumal da der Kapitain sich schriftlich verbindlich machte, den Knaben frei zu lassen, wenn er im 10ten Jahre zum Christenthume übergehen wollte, und da Kuri selbst mit dem Tausch zufrieden war. Auch meine Löwenhaut verkaufte ich ihm mit andern Gegenständen für einen hohen Preis, den er selbst großmüthig bestimmte.

Als wir nach einer glücklichen Fahrt in Brasilien ans Land stiegen, sah ich mich im Besitze eines kleinen Kapitals von 300 Thalern, beschloß nun, Pflanzer zu werden und er-

hielt auch sehr bald die Erlaubniß dazu. Als der Kapitain nach drei Monaten wieder zurückreiste, gab ich ihm ein Schreiben an jene Wittve nach London mit, um mein Geld dort heben zu können. Der gute Mann gab mir den Rath, mir die Hälfte meines Vermögens kommen zu lassen, damit ich im Fall eines Unglücks doch noch die andere Hälfte hätte, und ich nahm diesen klugen, freundschaftlichen Wink dankbar an.

Der Kapitain kehrte bald wieder und brachte mir für das Geld eine Menge Waaren und einen Arbeiter mit, den er auf sechs Jahr für mich gedungen hatte. Auch dies Mal wollte der edle Mann, der Retter meines Lebens, für diese großen Dienste, die er mir väterlich geleistet, nichts annehmen, mit Ausnahme von etwas Taback, den ich selbst auf meiner Pflanzung gewonnen hatte. Die Waaren, welche er mitgebracht hatte, setzte ich mit einem ungeheuren großen Gewinne ab, da es lauter solche Gegenstände waren, die, wie der erfahrene Kä-

pitain wohl wußte, in Braslien außerordentlich gesucht wurden, z. B. Lächer, Flanell, und was sonst die englischen Fabriken für Stoffe lieferten. Außer den Waaren hatte er auch viele eiserne Werkzeuge, und andere für meine Pflanzung dienliche Geräthschaften eingekauft, die mir von größtem Nutzen waren.

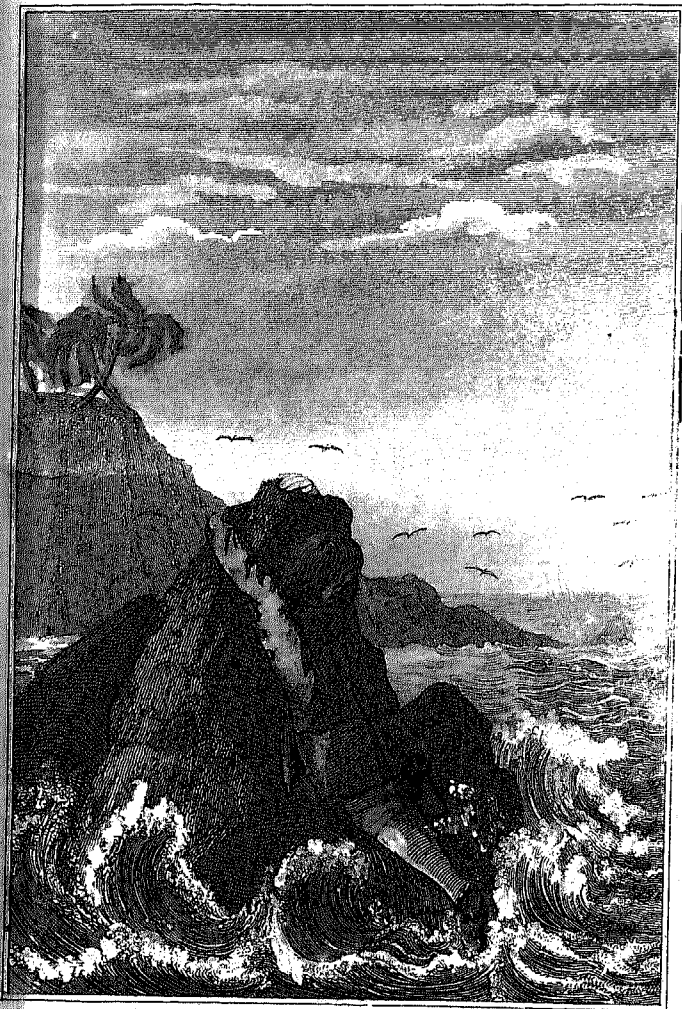
Ich nahm nun noch einige Sklaven in meine Dienste, verbesserte den Boden mehr und mehr und war unermüdet thätig, indem ich dabei ~~von~~ ^{unter} ~~dem~~ ^{lassen} Unterlaß neuen Speculationen nachsahm.

Jetzt war mein Glück gemacht und ich hatte die Aussicht, in einigen Jahren ein reicher Pflanzer zu werden. Doch dieß ging mir noch nicht schnell genug; ich war kaum das vierte Jahr ansäßig, als meine alte Reiselust wieder erwachte. Dstmal hatte ich den andern Pflanzern um Kaufleuten von meiner Fahrt nach Guinea erzählt und wie man dort Goldstaub und Godkörner für Kleinigkeiten und Spielzeug einkaufen könne; solche Reden fanden bald Eingang und hatten zur Folge, daß jene

Pflanzler und Kaufleute beschlossen, ein Schiff auszurüsten und mir den Antrag machten, die Führung desselben zu übernehmen, wofür ich, ohne einen Beitrag zu zahlen, den Gewinn mit ihnen theilen sollte. —

Ich war toll genug, in meinem unmäßigen Hange mich schneller emporzuschwingen als die Natur der Dinge es gestattete, diesen Vorschlag anzunehmen und meine blühende Besitzung zu verlassen, für die man in meiner Abwesenheit zu sorgen, und, wenn mir ein Unglück begegnete, nach meinen Absichten darüber zu verfügen versprach. Ich hatte sogar ein Testament gemacht, worin ich den portugiesischen Kapitain zum Erben meines halben Vermögens einsetzte, mit der Bedingung, die andere Hälfte nach England verabsolgen zu lassen.

Das Fahrzeug hatte die Fracht geladen, meine Angelegenheiten waren alle in Ordnung gebracht, und am ersten September 1659 ging unser Schiff unter Segel. In den ersten zwölf Tagen ging die Fahrt vortrefflich von Statten;



doch nachdem wir die Linie passirt hatten, brach ein plötzlicher Sturm los und brachte uns aus unsrer Bahn. Erst am zwölften Tage ließ er ein wenig nach, unser Schiff war aber bereits leck geworden und zu einer weitem Fahrt unbrauchbar. Wir suchten daher die erste die beste Insel zu erreichen, da überfiel uns ein zweiter Sturm. Immer fürchterlicher wüthete der Orkan, immer höher stieg unsre Noth, als einer unsrer Matrosen plötzlich „Land“ rief.

Während wir alle hoffnungsvoll die Blicke nach jener Richtung warfen, bekamen wir einen heftigen Stoß. Ach, unser Schiff war auf eine Sandbank gefahren und saß fest. Wir mußten nun jeden Augenblick befürchten, daß es bersten werde, ließen daher in der größten Eile die Schaluppe an der Seite des Schiffes hinab, und stiegen, unser eif an der Zahl, alle hinein. Doch jetzt sahen wir erst, wie groß die Gefahr war. Der Sturm hatte sich zwar etwas gelegt, aber die See

war noch wild und wälzte häuserhohe, schäumende Wogen gegen das Ufer.

Schon waren wir eine ganze Strecke nach dem Lande hin fortgerissen, als eine ungeheure, wüthende Welle, ein wahrer Wasserberg, von hinten gegen die Schaluppe stürzte. Jetzt kam sie, jetzt faßte sie das Boot und in einem Augenblick waren wir verschlungen. Ich fühlte, wie mich dieselbe Welle wirbelnd bis auf den Grund des Meeres schleuderte, aber auch mit gleicher Gewalt wieder emporriß und mich nach einigen Minuten ohnmächtig auf das Trockene warf. Nachdem ich wieder zur Besinnung gekommen war, eilte ich dem Lande zu, hatte aber bis dahin noch mit zwei Wellen zu kämpfen, von denen mich die eine so heftig gegen einen Felsen warf, daß ich abermals bewußtlos liegen blieb. Doch bevor mich eine dritte erfaßte, kam ich wieder zu mir und stürzte mit der äußersten Anstrengung nach dem Strande hin, kletterte über die Sandhügel und warf mich, nun erst gänzlich sicher, ermattet auf das Meergras nieder.

III.

Robinson auf der Insel.

Das Gefühl, welches ich jetzt empfand, nachdem ich mich überzeugt, aus welcher großen Gefahr mich der Himmel so wunderbar gerettet, wirkte erschütternd und betäubend auf mich. Vergebens spähte ich umher, ob das Meer vielleicht einen meiner Kameraden ausgeworfen habe. Die einzige Spur, welche ich von ihnen bemerkte, waren ein Paar Hüte, eine Mütze und zwei vereinzelte Schuhe. Ich war also der einzige Gerettete!

Meine Freude, dem offenen Grabe entronnen zu sein, verwandelte sich aber bald in die

größte Traurigkeit. Ich war durchnäßt und hatte keine Kleider, ich hatte Hunger und nichts zu essen, ich hatte Durst und nichts zu trinken, ich hatte keine Waffe, um mich gegen den Angriff wilder Thiere zu vertheidigen; nur ein Messer besaß ich, eine Pfeife und ein wenig Taback. Zuerst schnitt ich mir mit dem Messer einen Stock ab, dann suchte ich mir eine Quelle auf, die ich auch zu meiner großen Freude sehr bald entdeckte.

Indessen kam die Nacht, und um nicht von den wilden Thieren gefressen zu werden, beschloß ich, wie die Vögel, auf einem Baume zu schlafen. Ich bestieg einen solchen und fiel in einen so ruhigen und tiefen Schlaf, daß ich erst am andern Tage, als die Sonne hoch am Himmel stand, erwachte. Vom Hunger fürchterlich geplagt, stieg ich herab, und beschloß, mich vorsichtig auf der Insel nach irgend einer Speise umzusehen.

Das Wetter war herrlich, das Meer still und ruhig; während meine Blicke auf dem-

selben umherschweiften, bemerkte ich zu meiner außerordentlichen Ueberraschung, daß das Schiff sich von der Sandbank losgemacht und in die Nähe jenes Felsens geworfen worden war, gegen welchen mich gestern die Welle geschleudert hatte. Ich beschloß sogleich, die in dem Schiffe befindlichen, für meine Lage nützlichen Gegenstände daraus zu holen. Die Ebbe war so niedrig, daß ich eine ganze Viertelmeile auf dem Trocknen ging. Nun zog ich meine Kleider aus, warf mich ins Wasser und gelangte in kurzer Zeit bei dem Schiffe an. Da bemerkte ich aber, daß das Verdeck so hoch über das Wasser emporgehoben war, daß ich nirgends hinaufkommen konnte.

Ich war zwei mal um das Schiff herumgeschwommen, als ich glücklicher Weise das Ende eines Seils bemerkte, welches über das Bordtheil herabhing. Mit großer Anstrengung kletterte ich daran hinauf, untersuchte jetzt das Schiff und fand, daß sich im unteren Raume viel Wasser befand, jedoch sein

Hintertheil von demselben unberührt, da es sich hoch emporstreckte, während das Vordertheil fast ganz in das Meer versunken war.

Der Hunger zwang mich, zuerst Speise zu suchen; ich drang in die Vorrathskammer, versah mich hier mit Zwieback und überlegte während des Essens, auf welche Weise ich die hier gefundenen, für mich höchst wichtigen Gegenstände an das Land bringen könnte. In der Noth ist der Mensch erfinderisch! Da ich auf dem Schiffe mehrere Segel-Stangen bemerkte, dachte ich sogleich daran, ein Floß zu bauen. Ich fügte mit Stricken die Stangen neben einander, legte Planen darüber, und brachte so eine Art Floß, freilich mit vieler Mühe, zu Stande.

Jetzt war die große Frage, woraus meine erste Ladung bestehen sollte? Zuerst lud ich möglichst viele Bretter auf, dann füllte ich drei Matrosenkisten mit Brod, Fleisch, Käse, Reis und einigem Getreide. Mit dem Einpacken

und Aufstellen dieser Dinge beschäftigt, bemerkte ich, daß die eintretende Fluth meine auf dem Trocknen zurückgelassenen Kleider hinwegschwemmte. Dieß nöthigte mich von Neuem nachzuforschen, um vielleicht einige Kleidungsstücke zu erhalten. In der That fand ich deren bald in Menge, und traf bei dieser Gelegenheit noch auf einen für mich kostbaren Schatz, nämlich die Kiste des Schiffszimmermanns, dessen Handwerkszeug der nützlichste Fang für mich war. Dann kam ich an die Waffen und anderen Kriegsbedarf, wovon ich zwei sehr schöne Jagdflinten, ein Paar Pistolen, einige Pulverhörner, einen Sack mit Schroot und zwei Degen an mich nahm; nach langem Suchen entdeckte ich auch endlich zwei Fässer Schießpulver, ohne welches mir jene Waffen nur von sehr geringem Nutzen gewesen wären.

Aber wie sollte ich mit diesen Schätzen ans Land kommen, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder? auch hätte der geringste Windstoß die ganze Fracht ins Wasser geworfen! Doch der

Wind blies nur schwach und grade nach dem Lande hin, das Meer war ruhig und die Fluth trieb landwärts. Ich bediente mich einer zerbrochenen Ruderstange als Steuer und stach mit meiner Ladung in See.

Nachdem ich eine Weile gefahren, bemerkte ich, daß ich von einer Strömung gezogen und an einer andern Stelle landen würde. Als ich mich der Küste näherte, konnte ich wahrnehmen, daß mein Floß in die Mündung eines kleinen Flusses getrieben ward. Ich überließ es der Strömung und war schon nahe der Mündung des Flusses, da blieb ich plötzlich mit dem einen Ende meines Fahrzeugs auf einer Sandbank sitzen, während das andere Ende in das Wasser fiel und meine Fracht abwärts zu gleiten und ins Wasser zu fallen drohte. Um dieß zu verhindern, stemmte ich mich aus allen Kräften mit den Schultern dagegen und blieb wohl eine halbe Stunde in dieser Stellung, bis die wachsende Fluth das Floß allmählig emporhob. Ich bediente mich jetzt des Ruders, und von

der Fluth getrieben, wurde ich mit reißender Schnelligkeit in die Mündung des Flusses geführt.

Da es nicht meine Absicht war, mich zu weit von der Küste zu entfernen, sah ich mich nach einem Ankerplatz um. Das Wasser stieg bereits über den Rand des Flusses und als es hoch genug war, wagte ich mich an einer ebenen Stelle über das Ufer hinaus, schlug so gleich, um nicht fortgerissen zu werden, eine zerbrochene Ruderstange, statt eines Pflockes, in den Boden, und wartete hier, bis die Ebbe wieder eintreten und mein Floß auf dem Trocknen zurücklassen würde.

Es kam Alles, wie ich es mir gedacht hatte; mit der eingetretenen Ebbe blieb es auf dem Sande stehen. Mein erster Gedanke war jetzt, mir von dem Lande, nach welchem ich verschlagen worden, eine genauere Kenntniß zu verschaffen und einen Platz zu suchen, welcher sich zur Wohnung eignete.

Mit einer Flinte, einer Pistole und dem

Pulverhorn und Blei versehen, ging ich nach einem nicht gar fern liegenden, hohen und steilen Berge. Auf seinem Gipfel keuchend angekommen, sah ich zu meinem Jammer, daß ich mich auf einer Insel befand. Wohin ich auch die Blicke schweifen ließ, ich sah kein Festland; in weiter Ferne gegen Abend bemerkte ich nur zwei andere Inseln, die aber noch kleiner schienen als die meinige. Ich wurde noch mehr niedergeschlagen, da ich sah, daß der Ort meiner Verbannung sehr unfruchtbar zu sein schien, und die Furcht vor wilden Thieren bemächtigte sich meiner aufs Neue.

Auf der Rückkehr schoß ich einen großen Vogel, der mir ganz unbekannt war, deren es aber eine zahllose Menge auf der Insel gab. Dies war gewiß das erste Mal, daß hier ein Flintenschuß gehört wurde; denn so wie ich losgefeuert hatte, erhoben die Vögel im Walde ein ganz eigenthümliches sehr lautes Geschrei. Der Vogel, welchen ich getödtet hatte, schien eine Art Sperber zu sein; sein Fleisch war

nur leider wegen seines starken Geruches ungenießbar.

Ich langte wieder bei meinem Floß an und begann abzuladen. Als dieß abgemacht war, baute ich mir vorläufig zum Schutz gegen die wilden Thiere eine Art Hütte aus den Brettern und Risten, die ich nebst den übrigen Sachen auf einen vor der Fluth gesicherten Platz geschafft hatte; sodann begab ich mich zur Ruhe und schlief vortreflich die ganze Nacht.

Am folgenden Morgen beschloß ich, mir noch viele andere nützliche Gegenstände von dem Schiffe zu holen, da ich befürchten mußte, daß der erste Sturm dasselbe zertrümmern würde. Nachdem ich überlegt, ob ich mich desselben Flosses bedienen, oder ob ich mir ein neues machen solle, entschied ich mich für das Letztere, schwamm, wie das vorige Mal, zum Schiffe, und zimmerte hier in sehr kurzer Zeit ein zweites Floß zusammen. Darauf legte ich dießmal Folgendes: zwei oder drei Säcke mit

Nägeln und Stiften, einen großen Bohrer, ein Duzend Beile, einen Schleiffstein, der mir jetzt ein besonders kostbares Werkzeug schien; alles aus der Vorrathskammer des Zimmermanns; ferner nahm ich mir drei eiserne Hebel, sieben Musketen, eine Jagdflinte, ein wenig Pulver und einen großen Beutel Schrot, alle Kleider, welche ich fand, eine Hängematte, eine Matratze nebst einigen Decken.

Mit diesem neuen Schatze erreichte ich wieder glücklich das Land. Ich hatte befürchtet, daß die wilden Thiere unterdessen meinen Vorrath möchten aufgezehrt haben, doch traf ich keine Spur davon: nur eine wilde Katze saß auf einer meiner Kisten. Anfangs ergriff sie die Flucht, kehrte aber bald wieder um, und als ich ihr ein Stück Zwieback zuwarf, fraß sie es und sah mich bittend an, gleichsam als wollte sie noch mehr haben.

Das Erste, was ich jetzt unternahm, war, mir ein Zelt zu bauen, um mich sowohl gegen die Sonnenhitze, als auch meine Sachen

gegen ein schnell eintretendes Regenwetter zu schützen. Ich schlug deshalb Pfähle in die Erde und brachte mit dem großen Segel, welches ich mitgenommen hatte, sehr leicht ein Zelt zu Stande. Den Eingang verrammelte ich inwendig mit Brettern und auswendig mit einer großen Kiste; darauf breitete ich eine Matratze aus, legte meine Flinten neben mich, und ging zum ersten Male wieder ordentlich zu Bette. Von der anstrengenden Arbeit außs höchste ermüdet, genoß ich eines unbeschreiblich erquickenden Schlafes. Ich hatte nun einen beträchtlichen Vorrath von Dingen aller Art, und hätte mich wohl damit begnügen können; nach einer kurzen Ueberlegung hielt ich es jedoch für meine Pflicht, Alles nur Mögliche von dem Schiffe, so lange es noch stehe, holen zu müssen. Ich begab mich also zum dritten Male dahin und holte mir alles Tafelwerk, eine Menge kleinerer Selle, ein Pulverfäßchen, welches ich das letzte Mal, weil es naß geworden war, hatte stehen lassen, und alle Segel, vom größten bis zum

kleinsten. Die größte Freude machte es mir, als ich noch eine große Tonne Zwieback, drei Fässer Rum, eine Kiste Zucker und ein Fass sehr schönes Kornmehl fand. Auch diesmal kam ich wieder glücklich ans Land.

Den andern Tag begab ich mich abermals dahin. Diesmal hatte ich es auf die Taue abgesehn. Zuerst verfertigte ich aus großen Mastquerstangen ein großes Floß, hieb dann die Haupttaue in Stücken, brachte hierauf das Ankertau, das Schlepptau und vieles von dem Schiffe losgerissenes Eisenwerk auf mein Floß und fuhr damit ab. — So eben war ich in die Mündung des kleinen Flusses eingelaufen, als das Floß einen Wurzelbaum machte und mich sammt der Ladung ins Wasser warf. Ich schwamm aber glücklich ans Land, und als die Ebbe eintrat, rettete ich die meisten Laustücke und einiges Eisen, welches ich durch Tauchen mit vieler Mühe aus dem Grunde heraufholte.

Dreizehn Tage war ich auf der Insel und

in dieser Zeit eifmal bei dem Schiffe gewesen. Ich hätte gewiß das ganze Schiff nach und nach, Stück für Stück ans Land gebracht, wenn sich nicht ein Wind zu erheben angefangen hätte. Dessenungeachtet unternahm ich meine zwölfte Fahrt und erreichte ohne Hinderniß das Schiff. Obgleich ich schon oft die Kajüte des Kapitäns durchsucht hatte, hatte ich doch in einem Schrank einige Schubladen übersehen. Ich fand darin drei Rasirmesser, eine kleine Scheere, zehn oder zwölf Messer, eben so viel Gabeln und eine Anzahl Gold- und Silberstücke. Ich nahm das Geld in die Hand und rief lachend aus: Elendes Geld, wozu kannst du mir jetzt nützen? Mag das Meer dich verschlingen! Eins der Messer ist mir jetzt hundert Mal mehr werth, als dieser armselige Kram! Schon wollte ich es liegen lassen, da besann ich mich eines Bessern, und packte es sammt den andern Dingen in ein Segeltuch. Ich war schon wieder im Begriff, ein neues Floß zu machen, als ich bemerkte, daß sich der Himmel umzog. Jetzt

hielt ich es für das Beste, eiligst an die Küste zu schwimmen.

Ich saß bereits unter meinem Zelte, umgeben von meinen Schätzen, als das Meer vom Sturm gepeitscht zu toben begann. Erst gegen Morgen legte sich das Unwetter, und als ich das Schiff mit den Augen suchen wollte, sah ich keine Spur mehr davon; es war verschwunden. Zu meiner Beruhigung konnte ich mir sagen, daß ich so viel nicht verloren hatte; denn was nur irgend für mich nützlich sein konnte, war bereits in meinem Besitz.



IV.

Arbeiten auf dem Lande. — Die Höhle.

Nachdem ich auch noch die letzten Trümmer des Schiffes, welche das Meer an das Ufer geworfen, gesammelt hatte, war es jetzt meine größte Sorge, mir eine Wohnung zu bauen, die mich gegen die Wilden und die reisenden Thiere schützen sollte. Der Ort, an welchem bis jetzt mein Zelt stand, gefiel mir nicht wegen seiner niedrigen Lage und der zu weiten Entfernung vom süßen Wasser, vorzüglich aber, weil er mir zu wenig sicher schien.

Ich suchte nicht lange, als ich eine kleine Ebene fand, welche am Fuße eines hohen, steinigten Hügel lag, dessen eine Seite steil

und senkrecht, wie eine Mauer, abgeschnitten war, so daß diese Felsenwand gegen jeden von oben her drohenden Angriff völlig schützte. An der einen Stelle des Felsens bemerkte ich eine Vertiefung, ähnlich einer Grotte. Hier beschloß ich, meine Wohnung aufzuschlagen, der Ort schien ganz geeignet dazu. Die einem grünen Teppich gleichende Ebene lief bis an das Meer hin, auf welches ich eine sehr schöne Aussicht hatte; die Felsenwand gab mir fast den ganzen Tag Schatten, und dicht in der Nähe besaß sich eine Quelle süßen Wassers. Konnte ich wohl einen bessern Platz finden?

Ich fing daher sogleich mit meinem Bau an, und zog zuerst vor der Vertiefung im Felsen einen Halbkreis, dessen Halbmesser, vom Felsen an gerechnet, zehn Ruthen maß. In diesen Halbkreis schlug ich zwei Reihen Pfähle fest in den Boden, so daß beide Reihen nur 6 Zoll auseinander standen; darauf nahm ich die Laustücke, welche ich vom Schiffe geholt hatte, und flocht sie in den Zwischenraum

der Doppelreihe; dann schlug ich innerhalb des Kreises Pfähle, welche sich wie Strebe-
pfeller gegen die Schanzpfähle anlehnten. Auf diese Weise wurde meine Verschanzung so stark, daß weder Mensch noch Thier sie durchbrechen oder erstelgen konnte. Das dazu nöthige Holz hatte ich mir in den Wäldern gefällt und nicht ohne Mühe herangeschleppt.

Um hinein zu gelangen, machte ich nicht etwa eine Thür, sondern eine Leiter, auf welcher ich über meine Befestigungswerke stieg. Wenn ich darin war, hob ich sie auf und zog sie nach mir. Also geschützt gegen alle Angriffe, schlief ich jetzt ganz ohne Furcht.

Alle meine Schätze brachte ich nun in meine Festung, und schlug ein großes Zelt auf; über dasselbe zog ich ein zweites und über beide Zelte spannte ich getheerte Leinwand, welche ich ebenfalls von dem Schiffe sammt den Segeln mitgebracht hatte, so daß nicht ein Tropfen Wasser hindurch dringen konnte. Unter dieses Zelt stellte ich alles das,

was vom Regen verdorben werden möchte. Mit dieser Arbeit zu Stande gekommen, machte ich einen Versuch, den Felsen auszuhöhlen; das ging aber langsam, und es war ein Glück, daß der Stein sich leicht bröckelte.

Eines Tages, als ich noch mit dieser Arbeit beschäftigt war, zog ein schweres Gewitter herauf und aus einer schwarzen Wolke fuhr ein Blitz herab, welchem ein fürchterlicher Donnerschlag folgte. Mein erster Gedanke, welcher mich mit Schrecken erfüllte, war: was sollte aus mir werden, wenn ein Blitzstrahl mein Pulver entzündete und mich so dieses für mich kostbaren Gutes, ohne welches ich mir keine Nahrung verschaffen konnte, plötzlich beraubte? Wie ist es möglich, fragte ich mich, dieses Unglück zu verhüten? Ich fand sehr bald ein Mittel.

Als das Wetter vorüber war, setzte ich mich sogleich hin und nähte eine Menge Säcke und Beutel, worin ich das Pulver that. Ich hatte wohl hundert Pakete gemacht und hier

und dorthin in trockene Felsenlöcher vertheilt. Um mir meinen Lebensunterhalt zu verschaffen, machte ich täglich Ausflüge, wobei ich die Producte der Insel auszukundschaften suchte. Schon bei meinem ersten Gange entdeckte ich, daß Ziegen auf derselben wären. Ich machte dabei die Bemerkung, daß, wenn sich diese Thiere auf dem Felsen befanden, sie mich sogleich bemerkten und schüchtern entflohen, befand ich mich aber auf der Höhe und sie im Thale, so wichen sie nicht von der Stelle. Daraus schloß ich, daß sie wegen der Beschaffenheit ihrer Augen nicht nach oben sehen konnten. Diese Erfahrung lehrte mich, bei meiner Jagd immer von oben anzufangen, auf welche Weise ich später so viel Ziegen erlegen konnte, als ich brauchte.

Bei der ersten Jagd schoß ich eine, welche ihr Junges bei sich führte; als ich die Alte nach Hause trug, folgte mir das Junge nach und ich hoffte das Thierchen zahm zu machen. Jedoch wollte es nichts von dem Futter an-

rühren, welches ich ihm gegeben hatte, und ich sah mich daher genöthigt, es zu schlachten. Mit diesem Fleischvorrath reichete ich mehrere Tage aus und ich konnte meine Lebensmittel aus dem Schiffe, besonders den Zwieback, sparen.

Es fehlte mir jetzt nicht an Zeit, über meine Lage nachzudenken, deren Trostlosigkeit mich oft ganz niedergeschlagen machte. Der Gedanke, daß ich verurtheilt sei, als ein Verbannter mein Leben hier zu beschließen, und daß mein trauriges Geschick eine Strafe des Himmels sei für den Gram und Kummer, den ich meinen guten Eltern durch Ungehorsam verursacht hatte, dieser Gedanke preßte mir so manches Mal einen Strom von Thränen aus; doch zur rechten Zeit kam ich wieder zur Besinnung, indem ich mir auch das Gute, welches meine Lage mit sich führte, ins Gedächtniß zurückrief.

Wo sind meine Gefährten geblieben? fragte ich mich, waren wir nicht unser eifrig auf dem Schiffe? Und wenn dieses Schiff in den Wel-

ten untergegangen und nicht so nahe an das Ufer der Insel getrieben worden wäre, was wäre dann aus mir geworden? Wenn ich keine Flinte, kein Pulver, keine Kleider, kein Bett hätte, wie viel trauriger wäre dann mein Schicksal nicht?

Die Antworten auf diese Fragen waren leicht genug und gaben meiner betrübten Seele wiederum Stärke und Trost; noch andere Betrachtungen beschäftigten meinen Geist und verjagten mit den Trübsinn.

Ich hatte nämlich unter vielen nützlichen Gegenständen auch Federn, Dinte und Papier gefunden. Dieß veranlaßte mich, bei Zeiten die Geschichte meines Einsiedlerlebens niederzuschreiben; eben so dachte ich daran, mir einen Kalender zu machen. Da ich fürchten mußte, daß meine Dinte nicht für immer ausreichen möchte, errichtete ich in der Nähe des Ufers ein Kreuz und grub darin die Worte:

Hier landete ich am 30. September 1659.

An den Seiten des Stammes bezeichnete

ich jeden Tag durch einen Einschnitt, den siebenten Tag mit einem größern und den Anfang eines jeden Monats mit einem noch größeren. — Mit Hilfe der Dinte brachte ich bald ein Verzeichniß meines Eigenthums zu Stande. Ich hatte oben meinen jungen Lesern nur das Hauptfächlichste genannt, was ich von dem Schiffe geholt, hatte aber noch manches Andere, für mich ebenfalls sehr Wichtige, vorgefunden; z. B. einen Compaß, einige Meßinstrumente, Sonnenuhren, Fernröhre, Seekarten, Schiffsbücher und drei Bibeln. Sehr erfreulich für mich war es, als ich gleich bei der ersten Fahrt zum Schiffe einen Hund und zwei Katzen antraf. Der Hund war ins Meer gesprungen und ans Ufer geschwommen, wo er mich sehr bald auffuchte; die beiden Katzen hatte ich auf das Floß gesetzt. Der Hund wurde mein treuer Gesellschafter, und that mir auf der Jagd vortreffliche Dienste. Er verstand Alles, was ich mit ihm sprach, gehorchte auf den leichesten Wink, so daß ich mir keinen

eifrigeren Diener hätte wünschen können, wenn ihm nicht Eins gefehlt hätte, nämlich die Gabe der Sprache.

Ich konnte mit meinen Schätzen wohl zufrieden sein, doch vermifste ich mehrere mir sehr nothwendige Gegenstände; es fehlte mir an einem Grabscheit, an einer Hacke und an einer Schaufel, auch besaß ich keinen Zwirn, keine Näh- und Stecknadeln.

Es war wohl kein Wunder, daß ich aus Mangel an den gehörigen Werkzeugen mit meinen Arbeiten nicht recht vom Fleck kam und ein ganzes Jahr brauchte, bis ich meine Umzäunung vollendet hatte. Drei Tage vergingen jedes Mal, ehe ich einen einzigen Pfahl in die Erde brachte; den ersten Tag mußte ich im Walde einen Baum fällen und ihn behauen, den zweiten Tag schleppte ich ihn zu meiner Wohnung, was mir wegen seiner Schwere viel Schweiß kostete, und den dritten Tag brauchte ich, um ihn einzurammen, was auch ein hartes Stück Arbeit war. Ich bediente mich dabei

anfangs eines großen Stück Holzes, später aber war ich klüger und wendete dazu den eisernen Hebel an, den ich auf dem Schiffe gefunden hatte; doch ich hatte ja Zeit und brauchte nicht sparsam damit umzugehen, auch war ich bei der Arbeit viel heiterer, weil mein Geist Beschäftigung hatte; überhaupt flügte ich mich mit jedem Tage immer mehr in meine Lage. Ich hatte wiederholentlich das Gute und Böse meines Zustandes verglichen und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich nicht gar so elend sei, ja daß ich in meiner Einsamkeit recht glücklich leben könnte.

In meiner Wohnung war ich jetzt so sicher, wie in einer kleinen Festung; die Umzäunung war nun noch fester geworden, da ich an derselben eine zwei Fuß dicke Rasenverstärkung angelegt hatte. Auf diese Weise war der Zaun zu einer festen Mauer geworden; später hatte ich von der Umzäunung nach dem Felsen Sparren gelegt und diese mit Baumzweigen so dicht durchflochten, daß kein Tropfen

Wasser hindurchdringen konnte. Ich wohnte jetzt ganz sicher, doch bei der Menge von Geräthschaften ein wenig zu eng, und machte mich daher ans Werk, meine Höhle zu erweitern. Der Stein war ziemlich weich und ich kam mit meiner Arbeit schnell vorwärts; immer weiter drang ich vor und hatte sehr bald das Vergnügen auf der entgegengesetzten Seite des Felsens durchzubrechen. Diesen Ausgang gebrauchte ich jetzt zur Hinterthür und der lange Gang diente mir dazu eine Menge Geräthschaften in demselben aufzustellen. Ich schlug viele Pföcke in die Mauer und hing jedes Stück meiner Werkzeuge und Waffen an einen bestimmten Platz. Es herrschte bald eine solche Ordnung in meiner Höhle, daß ich Alles, was ich suchte, selbst im Finstern augenblicklich fand.

Ich machte nun einen Anfang, mir einiges Hausgeräth zu verfertigen und versuchte zuerst einen Stuhl und einen Tisch zu Stande zu bringen; das kostete aber viel Mühe. Um ein

Brett zu erhalten, mußte ich vor allen Dingen einen Baum fällen und denselben von beiden Seiten so lange behauen, bis er dünn genug war, um ihn abhobeln zu können; auf diese Weise konnte ich aus jedem Baume nur ein einziges Brett schneiden. Zum Glück hatte ich von dem Schiffe recht viele Bretter mitgenommen, die ich jetzt vortrefflich brauchen konnte.

Wie groß war meine Freude, als ich den Stuhl und Tisch zu meiner Zufriedenheit vollendet hatte, und mich nun ordentlich zu Tische setzen konnte! Das Essen schmeckte mir nun noch einmal so gut.

Hierauf baute ich mehrere Gestelle, welche ich in meiner Höhle placirte, um meine Werkzeuge, meine Nägel, mein altes Eisen und viele andere Geräthschaften darauf zu legen, und fühlte mich recht behaglich, wenn ich die vortreffliche Ordnung überblickte, welche rings um mich her herrschte.

Ich habe schon oben bemerkt, daß ich etwas Dinte auf dem Schiffe gefunden hatte; diese

glaubte ich nicht besser benutzen zu können, als wenn ich das Wichtigste, was mir begegnete, aufschrieb. Mein gutes Gedächtniß kam mir zu Hilfe, um auch die Geschichte der bereits verlebten Tage niederschreiben zu können; um mich nicht zu wiederholen, fange ich gleich mit dem Tage an, wo ich mit der Erweiterung meiner Höhle begonnen hatte, nämlich am 17. November. — Drei Dinge vermiste ich sehr, nämlich eine Hacke, eine Schaufel und einen Schubkarren oder Tragekorb. Statt der Hacke konnte ich mich wohl mit dem eisernen Hebel behelfen, obgleich er ein wenig schwerfällig war, aber die Schaufel, die ich so nothwendig gebraucht hätte, mußte ich für jetzt leider entbehren.

Als ich eines Tages, mit der Flinte unterm Arm, den Wald durchstreifte, fiel mir ein Baum auf, den man wegen seiner außerordentlichen Härte in Brasilien Eisenbaum nennt. Ich faßte sogleich den Entschluß, aus diesem Holze eine Schaufel zu machen; aber das war

keine Kleinigkeit. Ich mußte zuerst den Baum fällen und dann nach meiner Wohnung schleppen; das kostete mir schon sehr viel Mühe. Doch wie viel Zeit und Arbeit brauchte ich noch, ehe ich ein Werkzeug zu Stande brachte, das mit einer Schaufel einige Ähnlichkeit hatte. Ich war jedoch zufrieden damit, und obgleich sie nicht mit Eisen beschlagen war, leistete sie mir doch sehr gute Dienste.

Unmöglich konnte ich aber einen Schubkarren oder Tragkorb verfertigen, denn zu dem ersten fehlte mir das Rad, und zu dem letztern die Weibe. Ich machte mir daher ein Geräth, dessen sich die Maurer bedienen, um Kalk und Lehm wegzutragen. Mit diesem Werkzeuge war ich bald fertig, und ich fing nun wieder an, meine Höhle zu erweitern und auszugrahen. Ich machte mir ein sehr geräumiges Gewölbe, das mir als Speisesaal, Küche und Keller dienen sollte.

Doch kaum hatte ich die letzte Hand angelegt, als zu meinem Schrecken die ganze Höhle

mit einem furchtbaren Krach zusammenstürzte; ein Glück wars, daß ich mich nicht darin befand, ich wäre jedenfalls hier lebendig begraben worden. — Ohne mich lange zu besinnen, machte ich noch in derselben Stunde den Anfang, um die herabgestürzte Erde wieder wegzuräumen; damit aber künftig nicht ein zweiter Einsturz Statt fände, richtete ich Stützbalken, einen neben dem andern auf, wodurch eine Reihe von Pfeilern entstand, welche mein Haus in zwei Gemächer zu theilen schien. — Ich arbeitete ununterbrochen an dem innern Ausbau meiner Wohnung, am fleißigsten aber, wenn das schlechte Wetter mich hinderte auszugehen.

Sobald die Witterung wieder heiter geworden, und da mein Fleischvorrath zu Ende ging, beschloß ich, auf die Jagd zu gehen. Ich traf ein Paar junge Ziegen, von denen ich die eine tödtete, die andre nur verwundete. Ohne Mühe fing ich sie ein, verband ihr den Fuß und führte sie an einem Strick nach Hause; das Bein,

woran ich sie getroffen, heilte sehr bald wieder. In kurzer Zeit wurde das Thier auch zahm und waldete auf dem Rasen meiner Umzäunung. Dieß führte mich auf den Gedanken, Hausthiere zu halten, was für mich höchst wichtig war, da mein Pulver und Blei täglich abnahm und in einigen Jahren zu Ende gehen mußte.

Ich war bereits über ein halbes Jahr auf der Insel, als ich die Befestigung und den innern Ausbau meiner Wohnung vollendet hatte. Da ich immer fürchtete, es möchten einmal Wilde hter landen, hatte ich außerhalb der Palisaden noch eine Wand aus Rasen herumgeführt, so daß Niemand bemerken konnte, daß eine Wohnung dahinter sei. — Ich setzte nun meine Wanderungen auf der Insel fort und machte dabei manche für mich nützliche Entdeckungen; unter andern fand ich eine Art wilder Tauben, welche in den Felsen nisteten. Ich fing ohne Schwierigkeit einige Jungen, in der Absicht, sie zu zähmen, und nahm sie mit nach Hause. Sie wurden auch wirklich ganz

zahm, als sie aber groß geworden waren, flogen sie mir wieder weg; ich suchte mir jedoch von Zeit zu Zeit ihre Felsenester auf und fand dort manchen guten Braten.

Höchst unangenehm war es mir, daß ich von 7 Uhr Abends an, um welche Zeit es dunkel wurde, im Finstern sitzen und immer sehr früh zu Bette gehen mußte. Mir fiel nach kurzem Bedenken ein, daß ich ja das Ziegenfett statt des Oels gebrauchen könnte; auch erinnerte ich mich, eine Art Töpfererde bei meinen Erdarbeiten bemerkt zu haben. Sogleich machte ich einen Versuch, eine kleine Schüssel zu verfertigen; es gelang mir, ich ließ sie an der Sonne trocknen, nahm dann ein Stück Garn zum Dochte und siehe da! die Lampe war fertig, obgleich sie freilich nur ein schwaches Licht gab. — Ich war sehr erfreut darüber, doch noch ein weit größeres Vergnügen machte mir folgende sehr wichtige Entdeckung.

Ich hatte nämlich schon vor einigen Wochen bei meiner Wohnung dicht am Felsen ei-

nige Pflanzen bemerkt, welche aus der Erde sprossen; zu meinem großen Erstaunen erkannte ich jetzt, daß es Gerstenähren waren. Ich konnte mir anfangs durchaus nicht erklären, wie diese hier auf einmal entstanden seien; endlich fiel mir ein, daß ich damals, als ich mein Pulver in einzelne Beutel vertheilte, an dieser Stelle einen Sack ausgeschüttet hatte, in welchem sich einiges Getreide befand, das wir zur Fütterung der Hühner auf dem Schiffe mitgenommen, welches aber die Matten unterwegs so zertrümmert hatten, daß es nur Streu und Staub war, was mich denn auch bewegen hatte, es wegzuschütten; jedenfalls waren einige gesunde Aehren darunter gewesen, die von dem Felsen gegen den Sonnenbrand geschützt und durch die starken Regengüsse zum Keimen gebracht, glücklich aufgegangen waren.

Der Anblick dieser Halme überraschte mich sehr und machte einen tiefen Eindruck auf mich. Der Gedanke, daß diese Halme an jedem andern Platz verdorrt wären, daß der liebe Gott

wunderbar mir die Hand zum Ausäen selbst geführt und daß er zu den großen Wohlthaten, die er mir bisher erwiesen, immer wieder neue, noch größere hinzufüge, dieser Gedanke rührte mich bis zu Thränen. — Meine Freude sollte noch größer werden, da ich bemerkte, daß sich unter dem Getreide auch einige Reishalme befanden, welche ich während meines Aufenthalts an der afrikantischen Küste hatte wachsen sehen. Als die Aehren reif waren, begann ich meine kleine Ernte, deren Ertrag ich zur Aussaat für das nächste Mal bestimmte.

Auf dieses glückliche Ereigniß folgte aber in Kurzem wieder einmal ein einiges Ungemach. Ich war gerade unter meinem Zelte beschäftigt, als ich ein Krachen der Balken innerhalb der Höhle vernahm. In demselben Augenblicke lösten sich große Stücke vom Gewölbe, ich griff schleunigst nach meiner Leiter und verließ die Wohnung; jetzt sah ich, wie in einiger Entfernung ein anderer Felsen unter furchtbarem Getöse nach dem Meere zu stürzte, und

ich überzeugte mich nun, daß es ein Erdbeben war. Es folgten drei Stöße in einem Zwischenraum von drei Minuten, der Boden wankte und zitterte, so daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Mit Angst und Grauen sah ich nach dem Berge, von dem ich jeden Augenblick fürchtete, daß er meine Wohnung sammt meinen Schätzen verschütten werde; das Erdbeben schien jedoch mit dem dritten Stoße vorüber zu sein, indessen wagte ich noch nicht in meine Zelle zu gehen, aus Furcht, begraben zu werden.

Der Himmel umzog sich jetzt mit pechschwarzen Wolken, ein Wind erhob sich, der sich bald in den furchtbarsten Orkan verwandelte, und das mit Schaum bedeckte Meer mit der größten Gewalt und donnerähnlichem Getöse gegen das Ufer jagte. Bitternd und niedergeschlagen saß ich auf dem Boden, bis ein heftig herabströmender Regen mich zur Rückkehr in meine Wohnung trieb; dieses Unwetter, dachte ich, ist gewiß die Folge und zugleich das

Ende des Erdbebens. Ich hatte richtig geschlossen, das Erdbeben war vorüber, doch meine Wohnung war in Folge des heftigen Regengusses überschwemmt worden, und ich sah mich gezwungen, quer durch meine Befestigungswerke eine Art Rinne zu machen, um dem Wasser Abfluß zu verschaffen.

Der Regen dauerte bis zum Abend des folgenden Tages, so daß ich meine Wohnung nicht verlassen konnte. Ich stellte nun Betrachtungen über das gestrige Ereigniß an und kam zu der Ueberzeugung, daß es rathsam sei, da ein solches Erdbeben leicht wiederkehren könne, meine Wohnung zu verlassen und mir in der Ebene an einem freien, offenen Orte eine neue aufzuschlagen. Der peinliche Gedanke, über kurz oder lang von dem Felsen verschüttet zu werden, ließ mich keine Nacht ruhig schlafen, und trieb mich an, mit der Ausführung meines Planes nicht zu säumen; ich machte mich daher bald ans Werk, bemerkte aber, daß meine Werkzeuge in sehr schlechtem

Zustande waren, denn durch das Fällen und Bearbeiten des harten Holzes waren sie stumpf und scharf geworden. Zwar hatte ich den Schleiffstein von dem Schiffe mitgenommen, doch wie sollte ich ihn umdrehen? Endlich kam ich darauf, ein Rad zu machen und eine Schmur an der Kurbel zu befestigen, so daß ich mit dem Fuße treten konnte und die Hände frei erhielt.

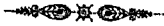
Mit Verfertigung des Rades ging wohl eine Woche hin, aber ich hatte auch nun die Freude, das Rad mit Leichtigkeit drehen und alle meine Werkzeuge ganz vortrefflich scharf machen zu können. — Während dieser Arbeit blickte ich von Ungefähr nach dem Ufer und sah dort einen großen Gegenstand liegen. Ich eilte sogleich dahin und fand ein Faß mit Pulver, welches aber ganz durchnäßt war und eine feste Masse bildete. Doch wie groß war mein Erstaunen, als ich auch das Wrak des Schiffes weit hervorragend entdeckte; es hatte eine ganz andere Lage angenommen, und der

Sand hatte sich von dem Schiffe rechts nach dem Ufer hin so gehäuft, daß ich bei der Ebbe trocknen Fußes hinkommen konnte.

Anfangs war mir diese Erscheinung räthselhaft, doch bald fiel mir ein, daß sie bestimmt durch das Erdbeben bewirkt worden sei; ich machte mich sogleich auf den Weg dahin und gelangte ohne Schwierigkeit bei dem Wrak an. Da das Schiff bis an den Bord mit Sand gefüllt war, so beschloß ich, Alles, was sich nur losmachen ließ, stückweise wegzutragen, da ich wohl wußte, daß ich das Geringste davon gebrauchen würde.

Von nun an ging ich wieder täglich zum Schiffe und löste so viel Bretter und Eisen wie möglich los; das Eisen trug ich nach Hause, die Bretter band ich zusammen und überließ sie der Fluth, welche sie mir auch wirklich ans Ufer warf. Dadurch, daß ich immer größere Stücke absägte, war das Schiff ganz auseinander gegangen, und ich konnte in das Innere hineinschauen, das aber leider ganz mit Wasser und Sand gefüllt war. Ich fand jedoch eine

große Stange Blei, wovon ich einzelne Stücke losschlug und auf diese Weise einen ganzen Centner erhielt. Bei der Rückkehr von einer dieser Wanderungen fand ich einmal eine große Schildkröte, für mich ein sehr willkommener Braten, da ich bisher nichts als das Fleisch von Ziegen und Vögeln gegessen hatte.



IV.

Robinson wird krank.

Ges war wieder Regenwetter eingetreten und ich mußte den ganzen Tag zu Hause zubringen; dazu kam, daß ich mich, vielleicht in Folge einer Erkältung, übel befand. Ein kalter Schauer überfiel mich, welchem bald eine starke Hitze folgte; ich merkte nun wohl, daß ich ein Fieber hätte. Der Gedanke, so von aller Hilfe entblößt zu sein, erzeugte eine fürchterliche Angst in mir; in dieser Angst und Verwirrung fing ich an, zu Gott zu beten, ohne recht zu wissen, was ich sagte.

Auf das Gebet fühlte ich mich zwar etwas erleichtert, doch die Furcht vor einer schwe-

ren Krankheit peinigte mich immer wieder von Neuem; es kehrten immer neue Fieberanfalle wieder, von dem fürchtbarsten Kopfschmerz begleitet, und erst nach einigen Tagen fühlte ich mich ein wenig wohler. Ich raffte mich auf, ergriff meine Flinte und schleppte mich mühsam bis zum Walde, wo ich eine Stiege erlegte; ich röstete ein Stück davon und aß es. Wie gern hätte ich ein Stück in Wasser gekocht, um ein wenig Fleischbrühe zu genießen, aber ich hatte ja keinen Topf. —

In der darauf folgenden Nacht hatte ich eine so große Hitze, daß ich vor Durst ver-
schmachten zu müssen glaubte; ich hätte mir gern aus der nahen Quelle Wasser geholt, wenn ich mich nicht zu schwach gefühlt. Mit brennendem Durste und vertrockneten Lippen schlief ich nach dem oft wiederholten Ausrufe: „Herr, erbarme dich meiner!“ endlich ein. — Ich hatte aber einen schrecklichen Traum, ich sah einen Mann aus einer dichten Wolke mitten in Feuerflammen und Rauchwirbeln auf

mich zukommen. Er hatte einen so hellen Glanz, daß ich ihn nicht ansehen konnte; als die Erscheinung den Boden berührte, fing die Erde an zu zittern und zu beben. Mit einem langen Speiß bewaffnet, kam das Gespenst auf mich zu und rief mit donnernder Stimme: „So du auf die vielen Zeichen nicht hören willst, sollst du sterben!“ Als er dies gesprochen, erhob er die Lanze, um mich zu durchbohren; in diesem Augenblick erwachte ich, doch der Eindruck des Traums wahrte fort. Mein Gemüth war auf das Tiefste erschüttert; die Vergangenheit zog in schwarzen Bildern vor meiner Seele vorüber, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich ein sündhaftes Leben geführt hatte; eine innere Stimme rief beständig: „das ist die Strafe des Himmels, das ist der Lohn für den Gram, den du deinen guten Eltern gemacht hast; erkenne jetzt, daß ein Gott im Himmel ist, vor dem nichts verborgen bleibt, und dessen Langmuth und Gnade du zu deiner Besserung verschmäht hast.“

In dieser Seelenangst sprach ich seit langer Zeit ein recht inniges Gebet. „Mein Gott,“ rief ich zuletzt aus, „welch ein elendes Geschöpf bin ich, stehe mir bei, ich bin in großer Noth!“ Hierauf stürzten mir Thränen aus den Augen, Thränen der Reue über mein vergangenes sündhaftes Leben. Ich nahm mir vor, von jetzt an ein gottesfürchtiger, frommer Mensch zu werden, und täglich und stündlich an den lieben Gott zu denken und ihm für jede Wohlthat Lob und Dank zu bringen.

Am folgenden Tage konnte ich aufstehen; da ich befürchten mußte, daß das Fieber wiederkehren würde, holte ich eine Flasche Wasser, stellte sie auf den Tisch neben mein Bett und goß ein wenig Rum hinein. Darauf machte ich mir Feuer an und röstete ein Stück Biegenfleisch, konnte aber nur wenig davon genießen.

Gegen Abend versuchte ich einen Spaziergang; ich setzte mich an dem Ufer des Meeres nieder, das still und ruhig vor mir ausgebrei-

tet lag. — Eine Menge von Gedanken durchkreuzten meine Seele. Wahrlich, rief ich nach einer Weile, es ist ein Gott, der das Meer und die Erde gemacht, der die Menschen und die Thiere geschaffen; ja, dieser Gott muß ein allwissender Gott sein, da er Alles erhält und lenkt. In dem Kreise seiner Werke kann nichts geschehen, daß er es nicht wisse und anordne; er sieht also auch mich, und was mir begegnet ist, das Alles ist nach seinem Willen geschehen. Ja, gewiß sein Wille war's, daß mich der Blitz nicht zerschmettert, daß mich die Bucht von Yarmouth nicht verschlungen, daß ich dem Seeräuber entkommen, daß ich endlich nicht mit der andern Mannschaft an dieser Küste ertrunken bin!

Da ich fühlte, daß das Fieber zurückkehrte, begab ich mich wieder nach Hause. In meiner Wohnung angelangt, fiel mir ein, daß die Brasilianer das Fieber mit Taback zu vertreiben pflegten. — Ich erinnerte mich, daß ich noch etwas in meinem Kasten haben mußte,

öffnete ihn sogleich und fand nicht nur Taback, sondern auch noch einen für mich werthvolleren Schatz, nämlich die Bibel.

Ich wandte den Taback auf verschiedene Arten an, in der Hoffnung, daß eine anschlagen werde; zuerst nahm ich ein Blatt in den Mund, dann ließ ich einige Blätter in Rum aufweichen und genoß einige Schluck davon; darauf legte ich einige Blätter auf glühende Kohlen und hielt die Nase darüber. Dies Alles betäubte mich so sehr, daß ich mich niederlegen mußte und so vortreflich schlief, daß ich wahrscheinlich erst am Morgen des zweiten Tages erwachte; woraus ich dies schließen konnte, werden wir später sehen. Bei meinem Erwachen fühlte ich mich unendlich erleichtert.

Ich ging mit meiner Flinte aus und schoss einen den wilden Enten ähnlichen Seevogel, wovon ich aber nicht zu essen wagte. Da es mir schien, als wolle das Fieber abermals wiederkommen, wandte ich, ganz wie das letzte Mal, den Taback an, und das Fieber verließ

mich nun gänzlich. Jetzt fing ich aber auch an, die Bibel, dieß vortreffliche Heilmittel der kranken Seele, anzuwenden, indem ich jeden Morgen und Abend darin las. Welchen herrlichen Trost habe ich darin gefunden! Meine Lage schien mir von jetzt an nicht mehr beklagenswerth; ich dachte nicht einmal mehr wie sonst wohl, an die einstige Befreiung von dieser Gefangenschaft, sondern ich hatte nur den einen Wunsch, von meiner Sündenlast befreit zu werden; die Bibel hatte mir dazu den Weg gezeigt, und in mein schuldbeladenes Herz war Buße und Reue eingekehrt.

Meine Kräfte waren allmählig wiedergekommen, was vielleicht früher geschehen wäre, wenn mich ein Arzt behandelt hätte, denn jener Tabackstrank war ein ganz und gar neues Gewaltmittel, welches ich keinem Menschen zum Gebrauch anrathen will. In dem festen Vertrauen, daß ich überall in der Hand Gottes sei, und von einem innern Verlangen getrieben, die Insel näher kennen zu lernen, beschloß ich,

eine Reise auf derselben zu machen, in der Hoffnung, vielleicht manche mir unbekannte nützliche Erzeugnisse kennen zu lernen.

Am 15ten Juli begann ich meine Reise; der erste Ausflug war zu jener Bucht, in der ich mit meinem Kasse früher zu landen pflegte. Ich ging zwei Meilen lang an dem Ufer des Flusses hin und traf ganz vortreffliche Wiesen. Als ich mich den Bergen näherte, fand ich sehr schöne Tabackspflanzen und viele andere mir unbekannte Gewächse. Auch sah ich Aloeplanzen und wildes Zuckerrohr; ich bedauerte sehr, daß ich die mir früher gebotene Gelegenheit, mir einige Pflanzenkenntniß zu erwerben, nicht benutzt hatte.

Am folgenden Tage setzte ich meine Wanderungen fort; die Gegend wurde immer waldiger, und ich hatte das Vergnügen, Melonen und Weintrauben zu finden, deren Neben sich an den Bäumen hinaufgeschwungen hatten. Ich genoß einige Beeren, die andern legte ich in die heiße Sonne, um sie trocknen zu lassen und

in der Regenzeit, wenn es keine Weintrauben mehr gäbe, als Rosinen genießen zu können. — Der Abend war indessen herangekommen, und um nicht wieder nach Hause zurückzukehren, stieg ich auf einen Baum und schlief die Nacht auf demselben.

Am andern Morgen setzte ich meinen Weg weiter fort, und gelangte in ein wunderschönes Thal, das so frisch, so gleichmäßig nach allen Seiten hin grün war, das es einem regelmäßig angelegten Garten glich. Der Gedanke, daß dies Alles mein Eigenthum, daß ich König und Herr desselben sei, machte mir eine ganz besondere heimliche Freude.

Es wuchs hier eine große Menge von Oliven- und Citronenbäumen, die aber in dieser Jahreszeit nur wenig Früchte trugen. Ich nahm eine Citrone, vermischte sie mit Wasser, und bereitete mir so einen sehr gesunden und erquickenden Trank. Von allen diesen Früchten pflückte ich möglichst viele, legte sie in drei Haufen und ging nun nach Hause, um von dort

einen Sack zum Transportiren zu holen. Als ich zurückkehrte, fand ich, daß die Trauben verdorben und die andern Früchte zerstreut umherlagen; ich schloß daraus, daß wilde Thiere da gewesen, und griff daher zu einem andern Mittel: ich hing nämlich eine große Menge Trauben an den Nesten der Bäume auf.

Von den Melonen und Citronen nahm ich mir so viel mit, als meine Schultern nur tragen konnten. Unterweges überlegte ich mit mir, ob es nicht viel klüger wäre, meine Wohnung in dies reizende Thal zu verlegen. Dasselbe war von der einen Seite durch eine Kette von Hügeln, von der andern durch Waldungen gegen die rauhen Winde geschützt, und schien außerordentlich fruchtbar zu sein. Schon war ich halb entschlossen, meinen Aufenthaltsort hier aufzuschlagen, als mir einfiel, daß ich dann keine Aussicht nach dem Meere hätte; es wäre ja doch möglich, dachte ich, wenn auch unwahrscheinlich, daß ein Schiff einmal an diese Insel verschlagen würde; ich gab daher den Ge-

danken, meine Wohnung zu verändern, gänzlich auf, doch hier ein kleines Landhaus anzulegen, schien mir gewiß zweckmäßig. Ich machte mich auch bald ans Werk, baute mir mitten auf einer Anhöhe ein Häuschen, und umgab es mit einer doppelten Hecke und einem 6 Fuß hohen Zaun, über welchen ich ebenfalls vermittelst einer Leiter hinüber und herüber stieg.

Die Regenzeit drohte zu beginnen, denn mein Bau hatte mich bis zum August aufgehalten; ich nahm daher die zum Trocknen aufgehängten Weintrauben (es waren an 200), und begab mich damit in meine alte Wohnung; die Regenzeit fing bald darauf an und dauerte bis zur Mitte des October. Während ich mit der Verbesserung und dem weiteren Ausbau meiner Wohnung beschäftigt war, bekam ich eines Tages ganz unerwartete Gäste. Meine Katzen, die sich seit einiger Zeit nicht sehen ließen, hatten Junge geworfen und stellten mir ihre Familie vor; ich freute mich anfangs darüber, doch nahmen diese Thiere in Kurzem so

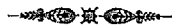
überhand, daß ich sie aus dem Hause jagen mußte, da ich nicht Lust hatte, sie hinter meinem Rücken von meinen Speisevorräthen naschen zu lassen.

Trog des anhaltenden Regens mußte ich zweimal, um nicht Noth zu leiden, auf die Jagd gehen. Einmal schoß ich eine Ziege, das andere Mal brachte ich eine Schildkröte nach Hause, und hatte nun wieder zu leben. Zum Frühstück diente mir eine Weintraube, zum Mittagbrode abwechselnd Ziegen- oder Schildkrötenfleisch, zum Abend aß ich zwei oder drei Schildkröteneier.

Der Jahrestag meiner traurigen Landung, nämlich der 30ste Semtember, war wiedergekehrt; ich feierte ihn wie ein heiliges Fest, indem ich mich aller Arbeiten enthielt und meine Gedanken allein mit Gott beschäftigte.

Es war wirklich ein volles Jahr vergangen, daß ich auf der Insel war, denn es fanden sich gerade 365 Einschnitte auf dem Pfosten, und da ich die Sonntage nur in den

ersten Monaten durch einen größeren Schnitt bezeichnet, dies später aber ganz unterlassen hatte, so theilte ich das verflossene Jahr nachträglich in Wochen, um die Sonntage herauszufinden, und von jetzt an jeden Sonntag regelmäßig durch Andachtsübungen zu feiern.



VII.

Erforschung der Insel.

Ich hatte in diesem ersten Jahre eine unangenehme Erfahrung gemacht. Mit den Jahreszeiten auf dieser Insel nicht bekannt, hatte ich zur un rechten Zeit von dem Ertrage meiner ersten kleinen Ernte gesät, ohne auch nur ein Körnlein zu gewinnen. Die anfangs übermäßige Hitze und der später eintretende Regen hatten Alles verdorben; zum Glück war ich so vorsichtig gewesen, einiges Getreide zurückzubehalten. Im zweiten Jahre machte ich nun zu Ende des Februar meine Ausfaat, welche ganz nach Wunsch zum Vorschein kam und eine schöne Ernte gewährte; ich machte in demsel-

ben Jahre noch eine zweite Ausfaat. Als die Regenzeit vorüber war, besuchte ich meine Sommerwohnung, nachdem ich einige Monate dieselbe nicht gesehen hatte. Zu meiner Freude fand ich Alles in demselben Zustande oder vielmehr in einem besseren; die Hecke war frisch und grün, und die Pfähle der Umzäunung hatten zu meiner Verwunderung, gerade wie bei uns die Weiden, ausgeschlagen. Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß sich diese Zweige herrlich zur Korbflechterei eignen würden.

Ich fing sogleich an, die Schößlinge abzuschneiden, was den guten Erfolg hatte, daß die Pfähle von Neuem noch mehr ausschlugen und später die ganze Umzäunung mit einem Laubbache bedeckten, welches bei der trocknen Jahreszeit den herrlichsten Schutz gegen die He gewährte.

Mit den abgeschnittenen Zweigen ging ich nun in meine Wohnung und machte einen Versuch mit Korbflechten, welcher sehr gut gelang,

da ich als Kind mehrere Male einem Korbmacher bei seinen Arbeiten zugehört hatte. Da es solche den Weiden ähnliche Bäume in Menge gab, so fehlte es mir nicht an Ruthen, und während der nächsten Regenzeit flocht ich mehrere Körbe, die zwar nicht zierlich, aber für mich sehr nützlich waren.

So wie das Wetter wieder schön wurde, setzte ich meine Entdeckungstreifen auf der Insel weiter fort; ich ergriff daher meine Flöte, versah mich mit Pulver und Schrot, steckte Zwieback und einige Weintrauben ein, und trat, von meinem treuen Hunde begleitet, die Reise an. Ich nahm meine Richtung wieder nach dem Thale, und als ich dasselbe durchwandert hatte, entdeckte ich gegen Abend das Meer, und was mich nicht wenig überraschte, ungefähr in einer Entfernung von 12 Meilen Land. Ich hielt es für eine unkultivirte Insel, die wahrscheinlich von Wilden bewohnt war, denn wäre es die Besitzung irgend eines kultivirten Staates gewesen, so würde ich doch

längst einmal ein Schiff hin- und herfahren gesehen haben. — Ich gab daher sehr bald den Wunsch auf, dahin zu kommen, und setzte ruhig meinen Weg weiter fort.

Die Gegend wurde mit jedem Schritte anmuthiger und reizender, tausend schöne Blumen schmückten die grünen Wiesen, und von allen Bäumen ertönte das Pfeifen und Schreien der buntgefiederten Papageien. Ich hatte das Glück, einen jungen Papagei zu fangen, den ich mit mir nahm, und welchem ich später mehrere Worte, unter andern auch meinen Namen lehrte. Meine Reise wurde fortgesetzt, doch machte ich wegen der vielen Seitenwege täglich nur zwei Meilen; die Nächte brachte ich, wie früher, auf Bäumen zu.

Endlich gelangte ich zur Küste. Hier traf ich eine Menge von Schildkröten und die Bäume wimmelten von Vögeln; auch gab es noch mehr Ziegen auf dieser Seite der Insel als auf der meinigen, und ich erkannte abermals, daß ich meine Wohnung in der schlechtesten Gegend ge-

wählt hatte. Doch sie war mir lieb geworden, wie meine Heimath; es war ja der Ort meiner ersten Niederlassung, wohin mich der Himmel so wunderbar aus dem Wellengrab gerettet hatte.

Noch zwölf Meilen weit ging ich an der Küste hin, steckte dann eine Stange aus, welche mir als Merkmal dienen sollte, weil ich das nächste Mal von der andern Seite um die Meeresküste herumgehen wollte, und lenkte dann meine Schritte nach Hause.

Auf dem Rückwege fing mein Hund zu meinem großen Vergnügen eine junge Ziege. Schon immer hatte ich daran gedacht, ein Paar solcher Thiere aufzuziehen, um so mit der Zeit eine Heerde zu bilden, und mein Schießpulver zu sparen; ich legte der Ziege ein Halsband um und führte sie mit einem Stricke ohne Mühe nach dem Landhause, wo ich sie einschloß, und begab mich dann in meine Heimath.

Ich kann nicht beschreiben, mit welcher innern Freude ich in meine Wohnung trat,

denn ich war von der langen Reise recht müde, und die Ruhe that den ermatteten Gliedern äußerst wohl; wie ganz anders schlief es sich hier auf dem weichen Lager, als auf den Nesten der Bäume! Ich ruhte zwei Tage aus und weidete die Augen an dem Anblicke meines Eigenthums, das so vortrefflich eingerichtet war und mir so viele Bequemlichkeiten gewährte. — Doch jetzt fiel mir die arme Ziege wieder ein, welche ich in meinem Landhause eingeschlossen hatte; ich nahm Futter dahin mit und fand das Thierchen halb todt vor Hunger. Als es sich satt gefressen hatte, wollte ich an dem Stricke mit mir führen, doch das Thier folgte von selbst, so zahm hatte es der Hunger gemacht. Von dieser Zeit an folgte die Ziege mir auf allen Schritten, und zeigte keine Lust mehr, mich zu verlassen.

Mein Papagei war auch ganz zahm geworden, er konnte meinen Namen rufen und befand sich ganz wohl in dem Käfig, den ich ihm gemacht hatte.

Um diese Zeit war der zweite Jahrestag meines Schiffbruchs wiedergekehrt. Ich muß gestehen, daß ich ihn diesmal mit recht heiterem und zufriednem Herzen feierte; ich fühlte mich so frei, so sorglos wie ein Kind, denn ich wußte ja, daß ich in der Hand des Allgütigen war, mit welchem ich in täglicher Gemeinschaft lebte, seitdem ich mich mit Buße und Reue über mein früheres sündhaftes Leben an ihn gewandt hatte.

Mit dem Ende des December rückte nun auch die Zeit der zweiten Ernte heran, welche diesmal recht reichlich zu werden versprach, doch machte ich die unangenehme Entdeckung, daß Hasen und Ziegen in Menge herbeikamen und mein Getreide sehr wohlschmeckend fanden. Dagegen gab es kein anderes Mittel, als das Stück Feld zu umzäunen, was mir um so mehr Mühe machte, da die größte Eile nothwendig war. Ehe ich damit zu Ende kam, gab ich bei Tage zuweilen Feuer auf die ungebetenen Gäste, des Nachts mußte mein

Hund Schilbwache halten. Kaum war ich mit meiner Umzäunung fertig, als sich eine andere Art von Dieben einfand, nämlich Vögel. Als ich sie ankommen sah, schoß ich sogleich unter sie und traf mehrere von ihnen; doch wie erschrak ich, als sich nach dem Schusse eine ganze Wolke von Vögeln erhob. Man kann sich denken, wie sehr es mich betrübte, da ich jetzt sah, wie furchtbar sie in meinem Getreide gewirthschaftet hatten. Kaum hatte ich mich einige Schritte entfernt, als dieselben Diebe wiederkehrten und sich von Neuem in das Getreide niederließen. Ich wurde darüber sehr erzürnt, denn mir war es, als fielen sie meine Eingeweide an, oder als nähmen sie mir mit jedem Korne ein ganzes Brod; sogleich that ich einen zweiten Schuß und tödtete drei derselben. Ich hob sie auf und beschloß, die Diebe an einem Pfahl aufzuhängen zu ihrer Strafe, und um damit den andern Schrecken einzufößen. Dieß Verfahren hatte ganz wider mein Erwarten eine vortreffliche Wirkung. Die andern Vögel schle-

nen sich in der That vor diesen Vogelscheuchen zu fürchten, und ich hatte seitdem völlig Ruhe.

Als ich eben meine Ernte beginnen wollte, gerieth ich schon wieder in eine neue Verlegenheit, ich hatte nämlich weder Sichel noch Sense. Nach einiger Ueberlegung nahm ich dazu einen Säbel, den ich unter den Waffen in unserm Schiffe gefunden hatte. Von zwei Meßen, welche ich ausgefäet hatte, erntete ich trotz der ungebetenen Gäste, drittheil Scheffel, was mein Herz mit Freude und Dank gegen die Vorsehung erfüllte. Noch wagte ich es nicht, von dem gewonnenen Getreide etwas zu genießen, sondern verwahrte Alles für die nächste Ausfaat. Ich fing bei Zeiten an, ein größeres Stück Land zu beackern, wobei meine sehr unförmliche Schaufel mir zum Spaten und sogar zum Pfluge dienen mußte. Nach der Ausfaat nahm ich lange Baumäste statt der Egge, und zog damit über den Acker; nachdem ich dies zu Stande gebracht, machte ich um das Ganze eine Hecke. Ich brauchte zu diesem

Allen drei Monate, weil es die Regenzeit war, und ich nur bei einigermaßen gutem Wetter auf dem Felde arbeiten konnte; wenn ich aber in den Regentagen zu Hause blieb, so war ich mit einer andern höchst wichtigen Angelegenheit beschäftigt.

Ich hatte mir bereits aus Lhon eine Lampe gemacht und beschloß jetzt, auch Köpfe zu verfertigen, und zwar zunächst recht große, um darin Mehl und Getreide aufbewahren zu können; das ging aber so schnell nicht; ich mußte erst durch viele Erfahrungen klug werden. Bald zerbrach einer, wenn ich ihn wegsetzte, ehe er trocken genug war, bald war ein anderer zu trocken geworden und hatte Sprünge bekommen, und welche wunderliche Gestalten erhielten meine Kunstwerke! der eine Topf sah immer sonderbarer aus als der andere. Endlich hatte ich zwei große unförmliche Gefäße zur Aufbewahrung des Getreides verfertigt, welche ich zu noch größerer Sicherheit in Weidenkörbe setzte. Viel leichter gelangen mir die kleineren

Gefäße, als runde Töpfe, Teller, Schüsseln und Krüge. Aber ein sehr wichtiges fehlte mir noch, nämlich ein Topf, in welchem ich Flüssigkeiten aufbewahren und den ich ans Feuer setzen konnte, um mir eine Suppe zu kochen, auf welche ich schon längst großen Appetit hatte. Der Zufall war diesmal mein Lehrmeister. Ein Stück von den verdorbenen Gefäßen war auf dem Herde ins Feuer gekommen, und als ich die Asche hinwegräumte, fand ich, daß es ganz roth und hart, wie ein Ziegelstein, gebrannt war. Da ich keine Kenntniß hatte, wie die Töpfer ihre Defen einrichten, und die Töpfe mit Glasur versehen, so machte ich auf gut Glück ein Feuer und stellte das Geschirr so, daß es die Flammen von allen Seiten umgaben; mit Vergnügen sah ich, wie die Gefäße allmählig roth wurden.

Ich hatte bereits die Erfahrung gemacht, daß die Töpfe, wenn ich sie einer zu starken Sonnenhitze aussetzte, oder wenn ich sie plötzlich aus der Hitze ins Kühle brachte, in der

Regel sprangen. Ich fing daher an, nach und nach das Feuer zu vermindern, und blieb deshalb die ganze Nacht dabei, um ein zu schnelles Abkühlen zu verhüten. —

Am andern Morgen hatte ich die große Freude, drei Krüge und drei Töpfe, freilich nicht von der schönsten Form, gebrannt zu sehen, von denen der eine durch das Schmelzen des in dem Thone sich befindlichen Sandes eine recht hübsche Glasur bekommen hatte. Anfangs konnte ich mir dieß nicht erklären, und erst nach langem Nachdenken und vielen Versuchen fand ich, daß der Sand im Feuer flüssig werde und sich in Glas verwandle.

Jetzt hatte ich also endlich einen Topf, den ich ans Feuer stellen, und in welchem ich eine langentbehrte Suppe kochen konnte. So wie derselbe kalt geworden war, füllte ich ihn mit Wasser, steckte ein Stück Ziegenfleisch hinein und erhielt bald eine vortreffliche Fleischbrühe; wie köstlich sie mir geschmeckt hat, brauch ich nicht erst zu beschreiben.

Was mir nun noch am meisten fehlte, war ein Stein, auf welchem ich mein Getreide stoßen könnte, denn eine Mühle zu bauen, schien mir ein Ding der Unmöglichkeit. Mehrere Tage suchte ich nach einem solchen Steine, aber umsonst, denn meinen Felsen konnte ich dazu nicht gebrauchen, da er zu weich und zu zerbröcklich war, wodurch eine Menge Steinchen ins Getreide gekommen wären. Ich gab also diese Idee auf und suchte mir einen Stumpf, von einem sehr harten Holze, höhle denselben aus, machte ihn dann inwendig und auswendig ganz rein und glatt, und bediente mich desselben wie eines Mörsers, nachdem ich mir aus dem sogenannten Eisenholze einen recht schweren Stößer gefertigt hatte. Auf diese Art hoffte ich mein sämmtliches Getreide mahlen oder vielmehr stoßen zu können.

Doch nun vermistete ich wieder ein feines Sieb, um die Kleie von dem Mehle abzusondern. Nichts schien mir dazu geeigneter, als einige Borhembchen von feiner Leinwand, aus

denen ich kleine Siebe machte, die ihrem Zwecke ziemlich genügend entsprachen.

Jetzt ging es an die Bäckerei, welche mir weit weniger als die eben erwähnten Arbeiten zu schaffen machte. Zum Backofen diente mir mein Heerd, welcher aus viereckigen Ziegelsteinen bestand. Zuerst machte ich ein tüchtiges Feuer an, und nachdem dasselbe ganz und gar zu Kohle gebrannt war, fegte ich den Heerd rein ab und stellte meinen Teig auf die heiße Stelle; darauf nahm ich eine große Schüssel, setzte sie darüber, so daß sie einen kleinen Backofen bildete, und bedeckte sie mit der heißen Asche und den glühenden Kohlen, wodurch natürlich unter der Schüssel eine hinreichende Hitze entstand. So gelang es mir, mein Brod ganz vortrefflich zu backen, ja ich wurde sogar Pastetenbäcker und machte mir auch z. B. recht wohlschmeckenden Reiskuchen.

Da meine letzte Ernte sehr ergiebig ausgefallen war, mußte ich meine Speicher vergrößern, um alles unterzubringen. — Eine Tenne

und einen Flegel zum Dreschen des Getreides hatte ich nicht, doch es fehlte mir ja nicht an Zeit, jede Aehre einzeln auszukörnen und zwischen meinen Fingern zu zerreiben.

Ich machte mir nun eine Berechnung, wie viel ich wohl jährlich brauchte, um meine Aussaat danach einzurichten, und fand, daß vierzig Scheffel ungefähr hinreichten.

Wie zufrieden hätte ich jetzt leben können, da ich nun Brod hatte, der Gedanke, daß mein Zwieback bald zu Ende sein werde, mir ganz gleichgültig sein, und mein Pulver immer mehr gespart werden konnte; doch mein unruhiger Kopf hatte schon wieder neue Pläne! Ich dachte an das Land, welches ich von ferne liegen gesehen, und das ich nach meinen Muthmaßungen für einen Theil von Amerika hielt. Meine Einsamkeit war mir wieder unerträglich, und ich beschloß, die Schaluppe, welche auf das Land geworfen war, auszubessern und auf ihr meine Insel zu verlassen. Es kam mir wohl der Gedanke ein, daß jenes Land sehr

wahrscheinlich von Menschenfressern bewohnt sein könnte, und daß ich ohne Rettung verloren sei, wenn ich in ihre Hände gerieth; doch meine Sehnsucht nach dem fernen Lande besiegte die Vernunft, und ich fing an, die Schaluppe wieder in Stand zu setzen.

Ich schnitt deshalb in dem Walde Hebel und Walzen, und brauchte wohl mehrere Wochen dazu, um mit den Vorbereitungen fertig zu werden. Nachdem ich Alles in die Nähe der Schaluppe gebracht und die Walzen zurecht gelegt hatte, versuchte ich, das Fahrzeug darauf zu bringen, um es dann nach dem Meeresufer hinzurollen, wozu ich einen besondern Weg bereits gebahnt hatte; aber ich sah gar bald, daß meine Kraft zu schwach war, die Schaluppe rührte sich nicht von der Stelle, trotz meiner äußersten Anstrengung. Anstatt nun den Gedanken an dieß Unternehmen aufzugeben und durch die Erfahrung mich belehren zu lassen, beschloß ich, ein Kanot nach Art der Wilden zu zimmern.

Die größte Eeder im Walde wählte ich dazu, und ich brauchte allein 20 Tage, um sie zu fällen. Mit einem Hammer und Meißel und mit Hilfe des Feuers höhle ich den Stamm aus, aber wie vielen Schweiß kostete mich diese Arbeit! Nach einem halben Jahre erst war ich am Ziele, und das Fahrzeug war so groß, daß es wohl zwanzig Menschen hätte fassen können. Ich muß gestehen, daß ich eine unendliche Freude bei der Vollendung meines Werkes empfand, mit dem ich mir die gefahrvolle Reise zu unternehmen getraute; ich segelte schon im Geiste auf dem Ocean meiner langersehnten Heimath zu; es war nur noch die Aufgabe übrig, das Kanot an das Meeresufer zu bringen, aber ich fand diese bald so schwierig, daß mir aller Muth entsank; es ging mir jetzt gerade so, wie bei der Schalluppe, nicht einen Zoll breit vermochte ich das Kanot vom Flecke zu schieben, obgleich ich bis ans Meer nur 500 Schritte hatte. Ich beschloß, einen Kanal zu graben, um das Meer

bis an das Kanot zu leiten, berechnete aber, daß ich dazu wenigstens 10 bis 12 Jahre nöthig hätte. Ach, ich Thor hatte bei meinem Unternehmen an jenen weisen Spruch nicht gedacht, daß man bei Allem, was man thue, das Ende stets bedenken müsse, mein Wahlspruch war immer gewesen: nur frisch ans Werk, kommt Zeit, kommt Rath! Recht verdrießlich gab ich meinen Plan auf und faßte den Entschluß, künftig vor dem Beginn eines jeden Unternehmens meine eigenen Kräfte sowohl als den Zeitaufwand gehörig zu prüfen.

VIII.

Fahrt um die Insel.

Ich war bereits volle vier Jahre auf der Insel, und feierte den wieder zurückgekehrten Jahrestag meines Aufenthalts durch fromme Andachtsübungen und stille Betrachtungen über mich selbst. Ich bin doch ein reicher Mann, sagte ich lächelnd zu mir, diese Insel ist mein, und ich bin unumschränkter Herr, König, Kaiser oder wie ich mich sonst nennen wollte. Diese Wiesen sind mein, groß genug, um zahlreiche Heerden darauf zu weiden; diese Wälder sind mein, sie enthalten so viel Bauholz, um eine ganze Flotte aufzustellen; auf diesen Feldern könnte ich ganze Schiffsloadungen voll

Getreide einernteten; aber was kann mir all dieser Reichthum helfen, da er nur für mich allein und für keinen Andern Werth hat. Wenn ich mehr Wild geschossen hätte, als ich verzehrte, ich würde es den Würmern überlassen müssen, wenn ich mehr Getreide säete, als ich brauchte, es würde verderben; hätte ich mehr Holz gefällt, als ich zur Feuerung brauchte, es hätte nur verfaulen müssen.

Welche herrliche Lehre, dachte ich, kann ich mir hieraus nehmen, die Lehre: daß alle Güter nur insofern Güter sind, als wir von ihnen Gebrauch machen können, und der Ueberfluß nur dann Werth hat, wenn wir Andere daran können Theil nehmen lassen. — Ach, seufzte ich, wie glücklich würde ich sein, wenn ich jetzt mit einem Menschen meine Schätze theilen könnte! Doch auch in meiner Verlassenheit durfte ich über meine Lage nicht murren, vielmehr war ich dem Allgütigen Dank schuldig, daß er mir so viel Hülfe und Trost gesandt hatte. Was wäre denn aus mir ge-

worden, wenn ich von dem Schiffe nichts hätte holen können? Von Schildkröten und Fischen hätte ich leben müssen, und wenn ich wirklich einen Bock oder einen Vogel erlegt hätte, so wäre ich ohne Messer genöthigt gewesen, das Thier mit den Zähnen in Stücke zu zerreißen. Wenn ich damit meine jetzige Lage verglich, so hatte ich wohl Ursache zufrieden zu sein, und dem Himmel für seine große Gnade zu danken.

Betrachtungen ähnlicher Art stellte ich an, wenn die Einsamkeit mein Gemüth zur Traurigkeit stimmte, und fühlte mich stets nach solchen Eröstungen, die ich mir selbst gab, aufgeheitert. Drei Dinge fingen jetzt an zu Ende zu gehen, die Linte, der Zwieback und meine Kleider. Am meisten schmerzte mich, keine Linte ferner zu haben, um mir das Wichtigste, was mir begegnete, aufschreiben zu können; schon lange hatte ich sie so mit Wasser verbünnt, daß man nur eine geringe Spur auf dem Papier bemerkte. — Den Zwieback vom Schiffe konnte ich mir jetzt ersetzen, doch neue

Kleider zu machen, schien mir schwieriger. Drei Duzend Hemden hatte ich zum Glück in den Kisten der Matrosen gefunden, mit denen ich, an die Zukunft denkend, sehr sparsam umging, aber die andern Kleidungsstücke waren bereits sämmtlich fast Lumpen geworden.

Nach einiger Ueberlegung beschloß ich, um mich gegen die glühenden Strahlen der Sonne zu schützen, welche so heiß scheint, daß sie auf dem nackten Körper Blasen erzeugt, das Schneiderhandwerk zu versuchen und mir neue Kleider zu machen. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, die abgezogenen Ziegenfelle an der Sonne zu trocknen; von diesen suchte ich die besten heraus, und fing an zuzuschneiden. — Zuerst verfertigte ich mir einen großen Hut, welcher mir sehr gut gelang, sodann machte ich nach und nach einen vollständigen Anzug aus demselben Stoffe, doch so daß bei jedem Stück die Haarseite nach außen gekehrt war, wie dies auch bei dem Hute statt fand. Sogleich machte ich einen Versuch mit meinem

Staate auszugehen. Zu meiner Ueberraschung konnte ich mich ganz leicht darin bewegen, da jedes Stück sehr weit gemacht war, und was mich ganz zufrieden stellte, ich war gegen die Hitze und den Regen völlig geschützt, mehr konnte ich von einem so schlechten Schneider wie ich war, nicht verlangen.

Ich erinnerte mich, daß man in Brasilien, um die Sonnenstrahlen abzuwehren, eine Art großer Sonnenschirme trug, und unternahm es alsbald, mir einen ähnlichen zu verfertigen, brachte auch wirklich nach vieler Mühe einen zu Stande, den ich sogar so eingerichtet hatte, daß ich ihn aufspannen und zumachen konnte. Er war mit Fellen überzogen, so daß der Regen wie von einem Dache herabließ und ich konnte nun bei der größten Hitze eben so gut ausgehen, als bei Regenwetter.

Es kehrten auch in diesem Jahre die gewöhnlichen Beschäftigungen wieder, ich säete aus, ich erndtete ein, ich schnitt meine Trauben ab und trocknete sie, ich machte täglich

meine Spaziergänge mit der Flinte und schoß mir, wenn ich Fleisch brauchte, bald eine Ziege, bald einen Vogel, oder ich suchte mir am Meeresufer eine Schildkröte.

Unterdessen brachte mich mein unruhiger Kopf dennoch wieder auf meinen Lieblingsplan zurück, nämlich einen Kahn zu bauen, und dies Mal war die Erfahrung meine Lehrmeisterin; ich wählte einen viel kleineren Stamm, der mir bedeutend geringere Mühe machte. Als ich nach zwei Jahren mit Ausschöhlung desselben fertig war, ließ ich ihn von Stapel laufen. Ich hatte ihn mit einem Segel von dem gescheiterten Schiffe versehen und an beiden Enden Kisten angebracht, um darin Lebensmittel und Schießbedarf aufzubewahren. Desgleichen machte ich ein Behältniß um meine Flinten hineinzulegen, damit sie keinen Schaden litten und auf dem Hintertheil hatte ich meinen Sonnenschirm aufgespannt um mich gegen die Sonne zu schützen.

Meinen früheren Plan, nach jenem, in

weiter Ferne gesehenen Lande zu reisen, hatte ich jedoch aufgegeben, da das Fahrzeug dazu auch viel zu klein war; diesmal wollte ich nur meine Insel umschiffen, um besonders die andere von mir noch nicht besuchte Seite derselben kennen zu lernen. Ich brachte nun zwei Brodkuchen, einen Topf getrockneten Reis, eine halbe Ziege, Pulver und Blei nebst frischem Wasser auf mein Fahrzeug und stach damit in See.

Eine Menge von Felsenriffen und eine halbe Meile lange Sandbank zwangen mich, weit ins Meer hinauszuschiffen. Aber so wie ich die äußerste Spitze der Sandbank erreicht hatte, ward ich von einem reißenden Ströme, ähnlich dem Wasser bei einer Mühlenschleuse, ergriffen und mit unglaublicher Schnelligkeit fortgerissen. Ich hielt mich für verloren, nicht aus Furcht, Schiffbruch zu leiden, sondern vor Hunger sterben zu müssen, denn meine Vorräthe konnten nur auf einige Tage ausreichen. Ich streckte die Arme verzweifelt nach meiner

Insel aus und rief: „Glückliche Wüste, soll ich dich denn niemals wieder sehen? O ich elendes Geschöpf, was wird aus mir werden! Meine Insel kam mir in Vergleich mit meiner jetzigen Lage wie ein Paradies vor, aus dem ich mich selbst durch meinen Vorwitz vertrieben hatte.

Schon stand die Sonne im Mittag, nur wie ein grauer Nebel lag in weiter Ferne die Insel, da bemerkte ich plötzlich, daß das Wasser, welches bisher trübe war, heller und durchsichtiger wurde und daß der Strom durch die Brandung an einem nahen Felsen sich in zwei Hälften theilte, von denen die eine wieder zurück nach der Insel führe; zugleich nahm ich wahr, daß sich an dem Trennungspunkte der beiden Ströme ein furchtbarer Wirbel bildete, der mit Macht nach der zur Insel gerichteten Strömung auslief. Ich spannte meine Segel auf und fuhr grade dem Wirbel entgegen, und so wie ich mir's gedacht hatte kam es auch: der Wirbel brachte mich in den andern Arm, wel-

cher weniger heftig war und mich noch vor Abend an das Ufer meiner Insel zurückführte.

Nicht zu beschreiben sind die Gefühle, mit welchen ich wieder das Land betrat; ich stürzte auf die Kniee nieder, dankte Gott für die gnädige Errettung in einem innigen Gebete, und nahm mir vor, mich einer ähnlichen Gefahr nie wieder auszusetzen. Meinen kleinen Kahn brachte ich in einer Bucht unter und begab mich nach meinem Landhause, welches mir am nächsten lag, um dort von einer so großen Anstrengung auszuruhen. Ich hatte eine Weile geschlafen, als mich eine Stimme weckte, welche rief: Robinson Crusoe, Robinson Crusoe, wo bist Du? Fast glaubte ich zu träumen, da rief es abermals: Robinson Crusoe, Robinson Crusoe, wo bist Du gewesen, armer Robinson, wie bist Du hierher gekommen? Jetzt ermunterte ich mich und sah, daß es mein Papagei war, welchem ich diese Worte gelehrt und der mich hier auf meinem Landhause, wohin ich ihn zuweilen mitnahm,

aufgesucht hatte. Das vertrauliche Thierchen setzte sich jetzt auf meinen Daumen und wiederholte nochmals die Worte, gleichsam als ob es ihren Inhalt verstände.

Ich gab also, wie schon gesagt, meinen Entschluß, mich auf meinem kleinen Fahrzeuge wieder einmal auf das Meer zu wagen, gänzlich auf, und begann jetzt so recht ein Stillleben zu führen, in welchem ich jedoch keinesweges müßig ging. Ich verfertigte Töpfe mitelst eines Rades, welche die ersten bei weitem übertrafen, und vervollkommnete mich auch im Korbflechterhandwerk; ich flocht, so gut es meine Erfindungsgabe gestattete, eine große Anzahl nützlicher Körbe, die, wenn auch nicht sehr zierlich, doch ganz bequem waren, um allerlei Gegenstände darin aufzubewahren, und andere nach meiner Wohnung zu schaffen. Wenn ich auf meinen Ausflügen eine Ziege erlegt hatte, hing ich sie an einem Baume auf, zog das Fell ab, zerlegte das Fleisch in Stücke und brachte es im Korbe nach meiner Behau-

sung. Ebenso machte ich es, wenn ich Schildkröten fand; das Fleisch und die Eier nahm ich mit mir und den Nest ließ ich liegen.

So verging ein Jahr nach dem andern und ich hatte bereits das elfte meines Hirschs angetreten, als ich mit Schrecken wahrnahm, daß mein Schießpulver sich bedeutend verringert hatte, und ich dachte nun ernstlich darüber nach, was ich machen sollte, wenn ich gar kein Pulver mehr hätte. — Wie sollte ich dann die Ziegen tödten? Ich hatte zwar einmal ein Zieglein gefangen und zahm gemacht, aber es war nicht alt geworden. Zuerst versuchte ichs mit Netzen, die Thiere zu fangen, aber sie waren nicht stark genug und wurden von den Ziegen zerrissen, nachdem sie die Lockspeise aufgefressen hatten. Nun beschloß ich, Fallgruben zu machen, die ich mit Weidengeflecht lose überdeckte; die Ziegen kamen, fraßen den Köder weg, fielen hinein, entkamen aber auch wieder und hinterließen die Spuren von ihren Füßen. Jetzt machte ich die Gru-

ben noch einmal so tief, und siehe da, eines Morgens fand ich einen großen Bock und drei kleine Ziegen, ein Männchen und zwei Weibchen.

Ich wagte es nicht herabzusteigen, weil der Bock mit seinen großen Hörnern gewiß auf mich losgestürzt wäre; daher war ich ihm lieber behülflich zum Entfliehen, und er jagte so schnell von dannen, als wenn er vor Furcht rasend geworden wäre. Von den Zieglein zog ich eins nach dem andern heraus und führte sie an einem Stricke zu meiner Wohnung. Sie wollten anfangs nicht fressen, aber der bald eintretende Hunger zwang sie schon, das gute Futter zu kosten. —

Meine Aufgabe war jetzt, damit meine Ziegen nicht durchgingen, eine große Wiese einzuzäunen und sie darin einzuschließen. Ich hatte die lächerliche Idee, einen Platz von zwei Meilen Umfang zu umzäunen, damit sie innerhalb desselben außer einem Bache und einem Wäldchen einen recht großen Weideplatz hätten. Der Anfang war bereits gemacht, als es

mir einfiel, daß in einem so großen Raume die Schwierigkeit, die Ziegen zu zähmen und einzufangen dieselbe, als wären sie im Freien, sein würde. Der Plan ward also geändert, und ich beschloß, nur ein kleines Stück von hundert Ruthen im Umfange, einzuzäunen; das war vernünftiger, denn vermehrte sich die Heerde zu sehr, so konnte ich ja leicht die Umzäunung immer noch erweitern.

Sobald ich mit dieser Arbeit zu Stande gekommen war, ließ ich meine Ziegen, die bisher an einen Strick gebunden, geweidet hatten, hinein, und hatte meine Freunde, wie ich die Thiere, die mit jedem Tage zahmer geworden waren, lustig herumspringen sah. Sie wurden auch bald so zahm, daß sie mir das Futter aus der Hand fraßen und meckernd hinter mir herliefen, um eine Hand voll Gerste oder Reis bittend. —

Nach einigen Jahren hatten sich die Ziegen so vermehrt, daß ihrer drei und vierzig waren. Diese größere Anzahl veranlaßte auch

noch fünf andere Umzäunungen mit der früheren in Verbindung zu setzen. Jedes von diesen Gehegen legte ich immer kleiner als das vorhergehende an, und alle waren mit einander durch Thüren vereinigt; das letzte Gehege war das kleinste. Wollte ich nun eine Ziege fangen, so jagte ich sie aus dem größeren in das kleinere und schloß die Thüre hinter mir zu. In dem letzten und kleinsten war es mir dann ein leichtes, sie zu haschen, um mich entweder ihres Fleisches zu bedienen oder sie zu melken, denn ich hatte sehr bald die Bemerkung gemacht, daß ihre Euter, wie bei unsren Ziegen, Milch enthielten. Das Melken hatte ich auch sehr schnell gelernt, und in kurzer Zeit gelang es mir, sogar Butter und Käse zu machen, nachdem freilich die ersten Versuche nicht besonders ausgefallen waren. Das dazu nöthige Salz fand ich am Meeresufer auf den Felsen schon zubereitet. —

Der ernsthafteste Griesgram hätte lachen müssen, wenn er mich, von meiner ganzen Fa-

milte umringt, hätte Speisen sehen; wie ein König saß ich da, umgeben von einem großen Hofstaate. Die höchste Günst genoss Poll der Papagei, denn er durfte es wagen, sich auf meine Schultern, zuweilen gar auf meine Krone, nämlich den Hut von Ziegenfell, zu setzen und vertraulich mit mir zu plaudern. Zu meiner Rechten saß mein Hund, der alt und mürrisch geworden war und eine ehrfurchtsvolle, ernste Miene machte; dem armen Thiere ging es wie mir, es fehlte ihm an einem Wesen seines Gleichen. Auf der linken Seite saßen meine Kammerherren und Damen, ein Paar Katzen, Abkömmlinge von denen, die ich von dem Schiffe mitgebracht hatte. Diese letzteren hatten sich so zahlreich vermehrt, daß ich den größten Theil derselben fortjagen mußte, weil sie gar zu genähsig und diebisch waren. Sie flohen in die Wälder und sind dort wieder wild geworden.

So lebte ich einen Tag wie den andern; um jedoch meinem unruhigen Geiste ei-

nige Abwechslung zu verschaffen und meine Wißbegierde zu befriedigen, nahm ich mir vor, wieder eine kleine Fußreise zu machen, denn vor einer Fahrt auf dem Meere hatte ich seit dem letzten Male eine nicht geringe Scheu. Eine geheime Sehnsucht zog mich nach jenem Hügel, von wo aus ich die letzte gefahrvolle Seefahrt unternommen hatte, dahin machte ich mich also reisefertig.

Ich mußte über mich selbst lachen, wenn ich mich von Kopf bis zu Fuß betrachtete, und dachte dabei: was würde man in England wohl sagen, wenn ich so durch die Grafschaft York wanderte; wer mir begegnet wäre, würde gewiß in ein lautes Gelächter ausgebrochen sein, oder er würde sich aufs höchste erschrocken haben.

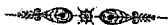
Ich trug nämlich, wie schon früher gesagt wurde, einen ungeheuren Hut, an welchem ich hinten ein Stück Ziegenfell geheftet hatte, um meinen Nacken gegen Hitze und Regen zu schützen. Meine Jacke und Hosen bestanden

ebenfalls aus Ziegenfellen, statt der Strümpfe und Schuhe hatte ich mir eine Art von Halbstiefeln von demselben Leder gemacht, welche, wie Kamaschen, an der Seite zugeschnürt waren; von dem nämlichen Stoffe war der Gürtel, welchen eine Schnalle zusammenhielt. An der linken Seite hing statt des Degens eine Säge, und an der rechten ein Beil. An einem Wehrgehänge befanden sich unter dem linken Arm zwei Taschen, worin Pulver und Schrot war. Auf dem Rücken trug ich einen Korb und auf der Schulter meine Flinte, über meinem Haupte aber den Sonnenschirm. Meinen Bart hatte ich anfangs aus Bequemlichkeit eine Viertelstunde lang wachsen lassen, schnitt ihn aber später ziemlich kurz ab, da ich Scheere und Rasirmesser besaß, und ließ nur den ungeheuren Schnurrbart stehen, wie ihn auch die Türken in Sallee zu tragen pflegten; wenn er auch nicht so lang war, daß ich meinen Hut hätte daran aufhängen können, so war seine Form doch so riesenmäßig, daß sein erster Anblick Furcht einflößte

musste; obgleich ich mir nie erklären konnte, weshalb einige Haare auf der Oberlippe solche Eigenschaft besitzen, ist es doch eine alte Erfahrung, daß man z. B. dem Soldaten ohne Bart weniger Tapferkeit zutraut als dem schnauzbärtigen Krieger. — Das Alles sage ich indessen nur im Vorbeigehen, denn wenn man doch von keinem Menschen bemerkt wird, ist das Äußere von sehr geringer Wichtigkeit; ich werde daher auch nicht wieder darauf zurückkommen. Jetzt zu meiner Reise selbst.

Ich erreichte bald den erwähnten Hügel an der Spitze der Insel, und war voller Stauen, als ich diesmal keine Strömung auf dem Meere wahrnahm. Nachdem ich mich hier bis zum Abend aufgehalten hatte, bemerkte ich, daß mit der eintretenden Ebbe auch die Strömung wieder anfange und diese also eine Wirkung der Ebbe sei. Wie leicht, dachte ich, könnte ich mein Kanot, welches noch auf demselben Platze stand, wo ich es damals verlassen hatte, in die Nähe meiner Wohnung brin-

gen, wenn ich die Zeit der Ebbe und Fluth richtig einhielt; doch die Erinnerung an die letzten Gefahren war so lebhaft, daß ich meinen Entschluß bald aufgab. Zufrieden, mich über die Ursachen jener Strömung, die mir so großen Schrecken verursacht hatte, belehrt zu haben, machte ich mich wieder auf den Rückweg, da ich von meiner Heerde nicht zu lange Zeit entfernt sein wollte.



IX.

Rannibalen. — Vertheidigungsplan.

Auf einem meiner Spaziergänge zur Küste, wo mein Kanot stand, bemerkte ich eines Tages frische Spuren eines nackten menschlichen Fußes. Mir wurde bei diesem Anblicke zu Muth, als wenn mich der Blitz getroffen oder als wenn ich ein Gespenst gesehen hätte; in der ersten Bestürzung rannte ich auf eine Anhöhe und spähte rings umher, doch ich sah und hörte nichts. In der Meinung, mich geirrt zu haben, lief ich wieder zum Ufer und sah hier noch deutlicher mehrere Abdrücke eines menschlichen Fußes, die große Zehe, die Fersen und alle Lethelle desselben. Jetzt überfiel mich eine solche

Angst, daß ich wie ein Verwirrter nach meiner Festung rannte; ob ich durch das Loch im Felsen oder vermittelst der Leiter in dieselbe gelangt bin, weiß ich nicht mehr, so groß war mein Schrecken.

Drei Tage lang verließ ich meine Höhle nicht, endlich fiel mir ein, daß jene Fußstapfen meine eigenen sein konnten. Ich ging zuvor auf mein Landgut, um die Ziegen zu melken, damit ihnen die Milch nicht verginge; darauf begab ich mich, beständig ängstlich um mich schauend, nach jenem Orte des Schreckens zurück, um den Fußstapfen zu messen und mit dem meinigen zu vergleichen. Doch mein Fuß pastete ganz und gar nicht in die Spur, und ich erhielt die schreckliche Gewißheit, daß ein Fremder hier ans Ufer gestiegen sei. Ein Schauer überfiel mich bei dem Gedanken, daß vielleicht Menschenfresser das Land betreten, Kannibalen, welche leicht mein Schiffchen entdecken könnten, und dann kommen würden, um mich zu verzehren. Und fänden sie mich selbst nicht, so

würden sie doch meine Umzäunungen und meine Felder zerstören, und mich so dem Hungertode Preis geben; ach, wie schnell ändert doch der Mensch seine Wünsche!

Noch vor wenigen Tagen klagte ich, daß ich so allein, so verlassen, so aller menschlichen Gesellschaft beraubt sei, und daß es für mich keine größere Wonne geben könnte, als einen Menschen, einen Freund auf meiner Insel zu haben, mit dem ich meinen Ueberfluß hätte theilen können, und jetzt vermögen die Fußstapfen eines Menschen mich in einen solchen Schrecken zu versetzen; tausend Entschlüsse gingen mir durch den Kopf. Ich nahm mir vor, meine Umzäunungen einzureißen, meine Heerde wieder in die Wälder laufen zu lassen, mein Landgut, meine Felder zu zerstören, damit die Wilden durchaus nicht auf den Gedanken kämen, einen Bewohner auf dieser Insel aufzusuchen.

Die große Angst hatte mich matt und müde gemacht, und ich war in einen tiefen Schlaf gefallen; am andern Morgen erwachte ich viel

ruhiger und die ganze Fußstapfengeschichte kam mir gar nicht mehr so gefährlich vor. Es wäre ja möglich, daß Jemand, von der Schönheit der Insel verlockt, hier landen könne, was jedoch äußerst selten geschehen müsse, da ich seit meinem vieljährigen Aufenthalt auf derselben noch Niemand gesehen hatte. Wären es wirklich wilde Völkerstämme, welche hier von Zeit zu Zeit ans Land stiegen, so müßte ich mich vor einer Entdeckung hüten.

Um mich daher in meine Wohnung sicher zurückziehen zu können, hielt ich es für nöthig, dieselbe noch fester zu machen. Ich legte deshalb eine zweite Verschanzung in einem Halbkreise an, nicht weit von dem ersten Walle, und erhielt auf diese Weise doppelte Befestigungswerke. Den alten Wall machte ich noch durch Erdauffschüttungen um zehn Fuß dicker, wobei ich sieben Oeffnungen ließ; in eine jede derselben legte ich eine meiner sieben Musketen, die ich wie Kanonen auf Laffetten gestellt hatte, so daß ich in zwei Minuten aus meinem

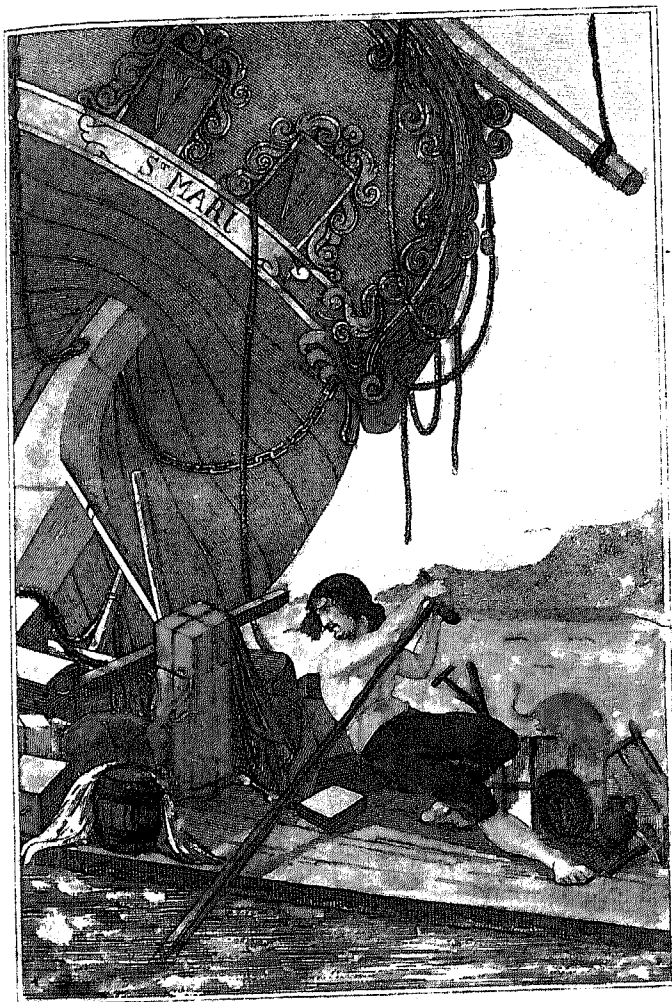
sämmtlichen Geschütze Feuer geben konnte. Außerhalb des Raumes legte ich unzählige Schößlinge von jenem weidenartigen Baume, welcher mir wegen seines schnellen Wuchses am geeignetsten schien. Diese Pflanzung gedieh in wenigen Jahren so außerordentlich, daß meine Wohnung hinter einem undurchdringlichen Busche lag; es war gar nicht denkbar, daß Jemand hinter diesem dicken Busche eine menschliche Wohnung gesucht hätte.

Bei diesen Beschäftigungen vergaß ich keinesweges die Ziegenherde. Um sie nicht im Fall einer Landung von Wilden mit einem Male zu verlieren, legte ich in zwei ganz verborgenen Gegenden der Insel neue Umzäunungen an, um darin einige Ziegen zur Reserve einzusperrn, wenn der Hauptherde ein Unglück zustieße; ganz im Grunde eines dichten Waldes entdeckte ich einen heimlichen Ort, wie ich ihn wünschte. Die Umzäunung wurde mir leicht, da die Natur selbst schon das Meiste gethan hatte, und ich brachte nach Vollen-

dung des Werkes zehn junge Ziegen und zwei Böcke hin.

Noch nicht zufrieden mit einer Abtheilung, wollte ich auf der andern Seite der Insel noch eine zweite Kolonie von Ziegen anlegen, und schickte mich daher wiederum zu einem Streifzuge an. Aber was mußte ich jetzt sehen, als ich an die Südwestspitze der Insel kam! Meine Seele entsetzte sich und mein Blut erstarrte zu Eis, als ich an dem Ufer menschliche Schädel, Hände, Füße und andere menschliche Gebeine umherliegen sah; daneben bemerkte ich noch frische Spuren von Feuer. Ringsumher war eine Bank von Erde, worauf Menschenfresser ohne Zweifel bei ihrem Festmahle gegessen hatten; ich mußte die Augen hinwegwenden, mir wurde übel und ich konnte keinen Augenblick länger auf diesem schaudererregenden Orte verweilen.

In meiner Wohnung angekommen, fiel ich auf meine Knie und dankte dem Allgütigen, daß er mich nicht unter jenen barbarischen Völkern habe geboren werden lassen. Jetzt erst-



begriff ich ganz, welch hohes Glück es sei, von christlichen Eltern in Tugend und Frömmigkeit erzogen zu werden.

Indem ich meine Betrachtungen fortsetzte, kam ich auch zu der Erkenntniß, daß der Allgütige mich recht augenscheinlich an seiner Hand geleitet, da er mich nicht an dieser von den Kannibalen besuchten Seite, sondern gerade auf der entgegengesetzten ans Land setzte.

Ich begriff sehr leicht, daß die Wilden auf meiner Insel nichts zu thun hatten, als von Zeit zu Zeit auf derselben zu landen, um hier ihre Menschenopfer zu verzehren; daher brauchte ich nur da zu bleiben, wo ich war, um nicht entdeckt zu werden; doch meine Furcht hatte keine Grenzen. In Schwermuth und Trauer versunken, hielt ich mich lange Zeit in meinem Bezirk verschlossen, und um nicht von den Wilden gehört zu werden, vermied ich es sorgfältig, meine Flute abzuschlefen.

Ein Glück war es jetzt für mich, daß ich mich mit einer Heerde zahmer Ziegen versehen

hatte. Da ich mich durch den Rauch zu ver-rathen fürchtete, brannte ich im dichten Walde Kohlen und vermied so beim Backen und Kochen den Rauch des Feuers. So oft ich zu meiner Heerde gehen mußte, steckte ich zwei Pistolen in den Gürtel und hing einen großen scharf und blank geschliffenen Hiebel an die Seite.

Die Zeit heilte mich jedoch von meiner Furcht, ich hatte auch die Ueberzeugung gewonnen, daß ich durchaus keine Gefahr lief, wenn ich immer die nöthige Vorsicht gebrauchte, und ich fing endlich wieder an, ein friedliches, regelmäßiges Leben zu führen. Doch gar zu lange dauerte es nicht, denn mein unruhiger Geist hatte bald wieder einen neuen Plan ausgeföhnen.

Meine Absicht war, einige jener Menschen-fresser mitten in ihren Vergnügungen zu tödten und die Schlachtopfer zu retten; die Aufgabe schien mir allerdings schwierig. Ich, ein einziger Mann gegen zwanzig oder dreißig Wilde,

die mit ihren Pfeilen so sicher schossen wie ich mit meiner Flinte. Dieß brachte mich auf den Gedanken, ein Loch unter ihrer Feuerstelle aus-zuhöhlen, und fünf oder sechs Pfund Pulver hineinzuschütten, was beim Anzünden des Feuers losgehen und Alles ringsherum in die Luft sprengen sollte; doch ich verwarf diesen Plan sehr bald wieder, da ich fürchtete, daß das Pulver nicht zur rechten Zeit losginge, und da ich einsah, daß ich meinen kleinen Pulvervor-rath nicht verschleudern dürfte.

Es stieg mir nun eine andere Idee auf, ich wollte mich an einem sicheren Posten ganz in ihrer Nähe verbergen, meine drei doppelt ge-ladenen Gewehre in Hinterhalt legen und wäh-rend ihrer Mahlzeit auf sie schießen; sodann wollte ich mit meinem Säbel über sie herfallen und alle bis auf den letzten Mann umbringen.

Ich fand meinen Plan vortrefflich, und suchte mir einen Schlupfwinkel ganz in der Nähe jener Feuerstelle, wo die Wilden ihre Festmahle feierten. Sehr bald fand ich einen

ganz geeigneten Maß; es war eine Gruppe von Bäumen, hinter denen ich nahe genug war, um Alles beobachten und gut zielen zu können. Nun begab ich mich alle Morgen auf den Hügel, um zu sehen, ob ich nicht einige Fahrzeuge auf dem Meere oder am Ufer entdecken könnte, doch vergingen mehrere Wochen, ohne daß ich einen Wilden sah. Meine erste Hütte legte sich nun, und die kalte Vernunft erhielt wieder ihre Herrschaft. Ich stellte mir die Frage, ob ich denn eigentlich ein Recht habe, mich zum Richter und Henker dieser Menschen aufzuwerfen? Was hatten mir diese Leute gethan und was gab mir die Befugniß, mich in ihre blutigen Händel zu mischen?

Diese Unglücklichen hielten gewiß diese Festmahl für kein Verbrechen, und ihr Gewissen konnte ihnen also keinen Vorwurf machen. Sie mußten bei der Tödtung eines Kriegsgefangenen nur das höchstens empfinden, was wir bei dem Schlachten eines Thieres fühlen. Es war einmal bei ihnen eine Sitte, die sich von einem

Geschlecht zum andern vererbt hatte, in ihren eigenen Augen waren sie also unschuldig. Machen es denn die christlichen Völker, welche ihre Gefangenen erschießen, viel besser? Obgleich sie dieselben nicht auffressen, so tödten sie sie doch. —

Und gesetzt den Fall, ich hätte sie fast alle mit meinen Waffen umgebracht, es wäre aber ein einziger entflohen und hätte seinen Landsleuten erzählt, was vorgefallen wäre, würden sie nicht zu Tausenden kommen und den Tod ihrer Kameraden rächen? Ich hätte gewiß einen sichern Untergang über mich herbeigeführt. Mein Plan war also schlecht und ich verwarf ihn endlich ganz und gar, da er der Sittlichkeit und der Klugheit entgegen war. Ich überzeugte mich, daß man es Gott allein überlassen müsse, seine Strafgerichte über Menschen zu verhängen, und ich dankte ihm auf den Knieen, eine Blutschuld zur rechten Zeit noch von mir abgewandt zu haben.

Es kehrte bald auf diese Betrachtungen

einige Ruhe in mein Herz zurück, und ich begann wieder, mein Leben auf die frühere Weise zu führen. — Um mich durch den Rauch nicht zu verrathen, hatte ich meine Löpferet in den Wald verlegt, wohin ich mich sehr oft begab.

Eines Tages, als ich eben mit Holzfällen beschäftigt war, bemerkte ich hinter einem dicken Strauche eine Art Vertiefung. Neugierig ging ich hinein, und erblickte eine so geräumige Höhle, daß ich darin bequem stehen konnte, aber wie schnell ergriff ich das Hasenpanier, als ich aus dem Dunkeln zwei große funkelnde Augen hervorleuchten sah! Bald schämte ich mich über meine Furcht, ergriff einen Feuerbrand und ging beherzter wieder hinein; aber bald wäre ich zum zweiten Male davon gelaufen, denn ich hörte Seufzer und Klagetöne, wie von einem Lebenden, ein eiskalter Schweiß überlief mich, meine Haare sträubten sich auf dem Kopfe und ich mußte allen meinen Muth zusammennehmen, um weiter vorzudringen. — Und was sah ich jetzt? Einen steinalten, außerordentlich

großen Bock, welcher mit dem Tode rang und sich diese Höhle zum Krankenlager und zugleich zur Gruft ausgewählt hatte.

Nach einem sanften Stoß mit dem Fuße erhob sich das Thier und taumelte einige Schritte vorwärts, sank aber bald wieder halbtodt zur Erde nieder. Ich wollte ihm nun in seiner letzten Lebensstunde nicht weiter beschwerlich fallen, und untersuchte die Beschaffenheit der Höhle; sie mochte nicht mehr als etwa zwölf Fuß im Umfange haben, war dabei unregelmäßig, weder viereckig noch rund, durch die Hand der Natur geformt; an ihrer tiefsten Stelle bemerkte ich dann eine noch weiter führende, aber so niedere Oeffnung, daß ich nur auf dem Bauche hineinzukriechen vermochte.

Wohin sie führte, wer konnte es wissen? Da ich ohne Licht auch keine Untersuchung anstellen konnte, nahm ich mir vor, am andern Tage mit einer Fackel wiederzukommen.

Mit einem Feuerzeug versehen, das aus einem Musketenschloß bestand, auf dessen Pfanne

ich Blindpulver ausschüttete, und in der Hand sechs Kerzen, die ich aus Ziegenfett und alten Seil-Enden gemacht hatte, begab ich mich also folgenden Tags hinein, und kroch auf allen Vieren in die enge Oeffnung, die meine Neugierde so rege gemacht hatte; wohl zehn Ruthen rutschte ich mit großem Eifer fort, und es fiel mir bei der Promenade manches Mal ein, ob ich nicht zu verwegen wäre, so weit vorzudringen; aber die Rückkehr wäre bei der großen Strecke schwieriger gewesen als das vorwärts Kriechen, da ich nicht Platz genug hatte, um mich wieder herumzuwenden; es währte nun auch nicht mehr lange, als ich eine Erweiterung bemerkte, und alsbald in ein zwanzig Fuß hohes Gewölbe trat, dessen strahlende Wände das Licht tausendfach zurückwarfen, so daß es schien, als ob sie aus lauter Gold oder Diamanten beständen. Der Boden war rein und von einem feinen Sande bedeckt, keine Feuchtigkeit, kein Dunst, keine Spur von giftigen oder ekelhaften Thieren war zu sehen. Ich

war außer mir vor Freude über diese herrliche Entdeckung nach dem mühseligen Gange, denn einen besseren Schlupfwinkel konnte es für mich nicht geben. Daher brachte ich Alles, was für mich besondern Werth hatte, mein Pulver und Blei, meinen ganzen Waffenvorrath, mit Ausnahme von fünf Musketen, welche statt der Kanonen in meiner Verschanzung standen, in diese Grotte, welche von der Natur zu einer Festung geschaffen worden war.

Beim Transport machte ich die angenehme Entdeckung, daß ein Faß mit Schießpulver, welches ich aus dem Meere gefischt hatte, nicht gänzlich durchnäßt und verdorben war, sondern sich nur eine Rinde von naß und dann hart gewordenem Pulver um eine Quantität von fast sechzig Pfund des besten Pulvers gebildet hatte. Mit solchen Vertheidigungsmitteln versehen, kam ich mir wie jene alten Niesen vor, die der Sage nach in Höhlen und unzugänglichen Felsenlöchern hausten, denn ich war überzeugt, daß, wenn mich die Wilden auch auf-

zuspüren im Stande wären, sie doch nicht den Muth haben würden, mich anzugreifen, und wenn ihrer selbst mehr als hundert kämen. Denselben Tag, an welchem ich Besitz von meiner Festung nahm, starb auch der alte Vock, den ich mit dem Tode ringend getroffen hatte, und wurde von mir in einem tiefen Loche begraben, da ich dies weit bequemer fand, als ihn hinauszuschaffen, wodurch ich nur in den Besitz eines Vockleders mehr, gekommen wäre.

Die Entdeckung dieser schönen Höhle machte mich jetzt noch ruhiger und sicherer, und ich lebte ganz zufrieden einen Tag wie den andern; unter denselben Beschäftigungen, denselben Zerstreuungen verging über ein Jahr, ohne daß mir etwas Merkwürdiges begegnet wäre, und so kam das dreißigste Jahr meiner Verbannung heran.

Dieser Zeitraum würde mir zu einer Ewigkeit geworden sein, wenn ich nicht auf alle möglichen Zerstreuungen in meiner Einsamkeit bedacht gewesen wäre. So weiß der Leser

z. B. wie ich meinen Vock sprechen gelehrt hatte, der sechs und zwanzig Jahre bei mir war; wie lange er später noch gelebt hat, kann ich zu meinem Bedauern nicht sagen, aber es ist möglich, daß es jetzt noch einige meiner andern Papageien auf der Insel giebt, da diese Thiere mitunter über hundert Jahre alt werden; wie würde derjenige erstaunt sein, welcher zufällig jenes Eiland betritt, wenn ihm von den Bäumen herab „armer Robinson Crusoe“ zugerufen würde! die krächzende Stimme eines hundertjährigen Papagei würde ihm die glücklichen Stunden seiner Jugend zurückrufen, wo er in Großpapa's Gartenlaube oder auf einem hohen Birnbaume mit Begierde die Erzählung von Robinsons Abentheuern las.

Mein Hund war mir sechzehn Jahre hindurch der angenehmste und treueste Gefährte, jede Bewegung, jeden Blick verstand das liebe Thier und er sah mich oft an, als ob er sagen wollte: wie gern opferte ich mein Leben, könnte ich dir damit zu deiner Befreiung ver-

helfen. Unsäglich war mein Schmerz, als er zuletzt, aus bloßer Altersschwäche, starb.

Die Katzen hatten sich, wie früher erwähnt, so stark vermehrt, daß ich sie mit Ausnahme von drei Lieblingskätzchen, in die Wälder jagen mußte, wo sie wieder gänzlich wild wurden. Außerdem waren stets mehrere junge zahme Stiegen um mich, welche gewöhnt waren, mir aus der Hand zu fressen und hinter mir herzulaufen, und endlich mehrere gezähmte Seevögel, deren Namen mir unbekannt sind; ich hatte sie am Gestade gefangen und ihnen die Flügel beschnitten. Die kleinen Pfähle, welche ich vor dem Walle meiner Behausung gepflanzt hatte, waren zu einem stark belaubten Gebüsch herangewachsen, und jene Vögel bauten zu meinem großen Vergnügen ihre Nester da hinein.

Mit der Erndte beschäftigt, befand ich mich außerhalb meiner Wohnung; da sah ich eines Tages auf derjenigen Küstenseite, auf welcher meine Wohnung lag, einen hellen Schein. Ich stieg sogleich auf die Spitze eines Hügel, legte

mich auf den Bauch und sah durch mein Fernrohr, welches ich immer bei mir zu führen pflegte, daß dreißig Wilde in fünf Kanots gelandet waren, und ein Mahl am Feuer bereiteten, um welches sie in den seltsamsten Stellungen heruntanzten. Ferner bemerkte ich, wie man zwei arme unglückliche Schlachtopfer gebunden aus dem Rahne schleppte.

Sogleich wurde der eine mit einer Keule erschlagen, und zwei oder drei von den Wilden stürzten über ihn her um ihn zu zerreißen. Das andere Schlachtopfer blieb eine Weile unbeweglich, doch in dem Augenblicke, als sich der Unglückliche von den Banden befreit sah, sprang er auf und lief gerade nach dem Theil der Küste, wo meine Wohnung stand.

Dies jagte mir Anfangs einen großen Schreck ein, ich blieb jedoch stehen und bemerkte, daß ihn nur drei verfolgten, und der Fliehende einen bedeutenden Vorsprung vor ihnen gewonnen hatte; er kam jetzt an die schon früher erwähnte kleine Bucht, und ohne sich zu

bestimmen, sprang er hinein. Er schwamm ganz vortrefflich, und war längst an dem andern Ufer, als zwei von den Feinden nachsprangen, die aber viel schlechter schwimmen konnten; der dritte verstand dies wahrscheinlich gar nicht oder hatte die Lust zur Verfolgung verloren, und kehrte wieder zu dem Orte des Schmauses zurück. Jetzt stieg mir der Gedanke in den Kopf, diese Gelegenheit, mir einen Diener oder gar einen Freund zu verschaffen, nicht unbenutzt zu lassen. Ich holte mir schnell meine Gewehre, und da ich nur einen kleinen Weg zu machen hatte, warf ich mich gerade zwischen die Verfolger und den Verfolgten.

Dieser Letztere schien Anfangs eine größere Furcht vor mir zu haben, als vor seinen Feinden; ich winkte ihm daher mit der Hand und griff zu gleicher Zeit den nächsten Verfolger an, den ich mit einem Kolbenschlage zu Boden schmetterte. Der zweite Verfolger hatte dies Alles gesehen und legte bereits seinen Bogen an, als ich mich, so gern ich den Knall ver-

mieden hätte, entschloß, Feuer zu geben, und ihn so gut traf, daß er auf der Stelle entseelt nieder fiel. Jetzt wandte ich mich zu dem armen Flüchtling, welcher, durch das Feuer und den Knall des Flintenschusses erschreckt, am ganzen Leibe zitterte, und mehr Lust hatte zu fliehen, als an mich heranzukommen.

Nachdem ich durch alle nur mögliche Zeichen zu verstehen gegeben hatte, daß ich es gut mit ihm meine, wagte er sich nun immer näher und näher, indem er alle zwölf Schritte niederkniete, um mir seine Dankbarkeit zu beweisen; ich lächelte ihm so freundlich zu, daß er endlich ganz nahe herankam. Wiederum warf er sich auf die Knie, küßte den Boden, legte sein Haupt auf die Erde, und ergriff meinen Fuß, welchen er auf seinen Kopf setzte, wodurch er mir zu verstehen geben wollte, daß er mein Sklave sein wolle.

Unterdessen hatte sich jener Wilde, den ich mit dem Kolben zu Boden geschlagen hatte, von seiner Betäubung erholt. Ich gab dies

meinem Wilden zu verstehen, welcher mir einige für mich zwar unverständliche, aber meinem Ohre, das o lange Zeit keine menschliche Stimme gehört hatte, höchst angenehm klingende Worte erwiderte, denn es waren ja seit fünf und zwanzig Jahren die ersten menschlichen Töne, welche mein Ohr vernahm. Da ich ihn nicht verstand, so gab er mir durch Zeichen zu erkennen, daß er meinen Säbel wünsche. Kaum hatte ich ihm denselben gereicht, als er schnell wie der Blitz auf den Wilden zustürzte, welcher sich eben emporrichten wollte, und mit einem einzigen Streiche ihm den Kopf abschlug, welchen er mir nebst meinem Säbel zu Füßen legte; darauf gab er mir durch Zeichen zu verstehen, daß er die Todten begraben wolle, damit sie nicht von den andern entdeckt würden. In unglaublich kurzer Zeit machte er ein so großes Loch in den Sand, daß beide Leichname darin verscharrt werden konnten.

Nachdem er diese Arbeit beendet hatte, führte ich ihn in meine Höhle, erquickte ihn mit Brod,

Weintrauben und Wasser, und gab ihm ein Zeichen, daß er sich niederlegen und schlafen möchte, dabei deutete ich auf ein Lager von Reis-Stroh, worüber eine Decke gebreitet war, dessen ich mich selbst öfters als Bett bedient hatte. Ich kann nicht beschreiben, welche Freude ich jetzt empfand, die Gesellschaft eines Menschen zu theilen, den ich mit unverwandten Blicken, während er schlummerte, betrachtete.

Das Aeußere meines neuen Gefährten war keinesweges wild und abschreckend, er mochte ungefähr sechs und zwanzig Jahre alt sein, und war von kräftiger Gestalt; seine Miene hatte etwas Männliches und zeigte doch zugleich auch einen Ausdruck von freundlicher Gutmüthigkeit. Seine Hautfarbe war sehr gebräunt, jedoch nicht schwarz, sondern näherte sich mehr dem dunkelen Olivengrün, und sein Haar war lang und glich nicht der krausen Wolle, wie man es bei den Negern findet. Sein Gesicht war voll und rund, und seine Zähne dicht nebeneinander gereiht in dem wohl geformten Munde,

und hatten die Weiße des Elfenbeins. Nachdem er nicht länger als eine halbe Stunde geschlafen hatte, erwachte er bereits und verließ die Höhle, um mich aufzusuchen; ich war nämlich in der nahen Umzäunung mit dem Melken meiner Biegen beschäftigt. Uebermals wiederholte er jetzt durch Zeichen und Geberden, daß er fortan mein Slave sein wolle, worüber ich ihm meine Zufriedenheit zu erkennen gab.

Womit ich nun zuerst begann ihm beizubringen, war das Aussprechen der nothwendigsten Wörter, wie z. B. „Herr, ja, nein, essen, trinken,“ deren Sinn ich ihm begreiflich machte, dann deutete ich ihm an, daß er Freitag heißen solle.

Diesen Namen wollte ich ihm deshalb geben, weil er gerade an einem Freitage in meine Hände gefallen war. Als wir hierauf mit einander Milch tranken, that ich zuerst einen Zug, tauchte mein Brod hinein, und ließ es ihn hierauf eben so machen, wobei nicht zu

verkennen war, daß es ihm vortrefflich schmeckte. Nachdem wir die ganze Nacht in der Höhle zugebracht hatten, gingen wir am andern Morgen nach meiner Festung, um ihm Kleider zu geben. Gestern wagte ich es noch nicht, da unsere Bekanntschaft zu neu war; der Mensch hatte aber in diesen wenigen Stunden so viel Gutmüthigkeit und Ergebenheit gezeigt, daß mein anfängliches Mißtrauen bald gänzlich verschwand.

Als wir bei dem Platze vorüber kamen, wo Freitag die beiden Wilden begraben hatte, merkte ich aus seinen Mienen und Geberden, daß er große Lust habe, sie auszugraben und mit mir zu verzehren; ich deutete aber meinen größten Widerwillen dagegen an, indem ich mich stellte, als ob ich mich übergeben wollte. Jetzt begaben wir uns auf die Spitze des Hügel, um zu sehen, ob die Wilden noch da wären; sie hatten sich aber bereits auf ihren Kanots entfernt und ihre Kameraden in Stich gelassen.

Wir begaben uns nun nach dem Orte, wo sie sich ihrer blutigen Beschäftigung hingegeben hatten, und der gräßliche Anblick, welcher sich darbot, erstarrte mir das Blut in den Adern. Der Boden war mit Stücken gebratenen Fleisches und menschlichen Gebeinen bedeckt; welche die Spuren eines Siegesfestes verriethen, von den Kannibalen wegen einer gewonnenen Schlacht gefeiert. Auf Freitag machte dieses gräßliche Schauspiel aber nur geringen Eindruck; er erklärte mir durch Zeichen, daß man drei Menschen geschlachtet habe, und daß er der vierte hätte sein sollen. Es wäre eine große Schlacht zwischen seinem und jenem Volke geliefert worden, und die siegende Parthei habe viele Gefangene gemacht, welche alle aufgezehrt würden.

Zunächst gab ich Freitag den Befehl, die umherliegenden Gebeine zu sammeln und zu verbrennen, wobei ich ihm wohl ansah, daß er großen Appetit auf das Fleisch hatte, und im Herzen noch ein ächter Kannibale war; doch

ich hatte ihm meinen großen Abscheu dagegen so deutlich auszudrücken gesucht, daß er es nicht wagte, seine Begierde zu befriedigen.

Nach vollendeter Arbeit begaben wir uns in meine Wohnung, wo er sich aus seinem Staunen und Bewundern über so viele ihm ganz neue Gegenstände kaum herausfinden konnte. — Mit einer gewissen Scheu und Ehrfurcht sah er sich um, dann blickte er wieder nach mir, und hätte ich es zugegeben, er wäre niedergefallen und hätte mich angebetet, denn in seinen Augen schien ich der mächtigste und reichste König auf der ganzen Welt zu sein. Doch bald sah er, wie der große König das Schneiderhandwerk betreiben mußte; ich machte nämlich für meinen Freitag einen ähnlichen Anzug, wie ich selbst trug, und gab ihm bis zur Vollendung desselben ein Paar Schifferhosen, weil es mir widrig war, ihn beständig nackt zu sehen.

Zunächst verfertigte ich für ihn eine Jacke aus Ziegenfell und eine Mütze von Hasenfell,

welche ihm beide so gut saßen wie mir die meinigen; so wenig dies auch sagen will, entzückte es ihn doch über die Massen, sich in gleichem Staate wie seinen Herrn zu sehen. Im Anfange benahm er sich, wie leicht begreiflich, etwas unbeholfen in seiner Kleidung, da ihn besonders die Ärmel an den Schultern und unter den Armen zwängten, doch schon nach wenigen Tagen hatte er sich daran gewöhnt; so geht es auch dem Rekruten, welcher zu ersticken glaubt, wenn er zum ersten Male seine militairische Sacke zuknöpft, und nach kurzer Zeit sie mit keiner andern vertauschen möchte.

In den ersten Tagen unsers Zusammenlebens ließ ich ihn in meinem Zelte schlafen, welches ich in der Nähe meiner Wohnung für ihn aufgeschlagen hatte, weil ich einen kleinen Nest von Mißtrauen noch nicht ganz verbannen konnte, doch sehr bald fand ich diese Vorsicht unnütz, denn ich erhielt zu viele Beweise, daß es auf der Welt keinen treueren und an-

hänglicheren Diener geben konnte als ihn. Am vierten Tage beschloß ich, eine Ziege zu schlachten, um dem kannibalschen Magen meines Freitags zu zeigen, daß es wohlschmeckendere Braten bei mir gäbe als er früher genossen. Bald sah ich unter dem Schatten eines Baumes eine alte Ziege mit ihren Jungen liegen, und gab Freitag ein Zeichen, sich still zu verhalten, legte die Flinte an die Backe und gab Feuer, worüber der arme Wilde abermals einen außerordentlichen Schreck bekam.

Als ich neulich den einen seiner Feinde erschossen, hatte er an der Brust desselben eine Wunde bemerkt, und ohne hinzusehen, ob die Ziege getroffen sei, öffnete er schnell seine Sacke, um nachzusehen, ob er nicht selbst verwundet wäre, kam dann auf mich zu, umfaßte meine Knie und hielt eine lange Rede, von der ich natürlich keine Silbe verstand; wahrscheinlich hatte er geglaubt, daß ich ihn umbringen wollte, und bat mich, ihm das Leben zu schenken. Rächelnd ergriff ich ihn bei der Hand und führte

ihn zu der erlegten Ziege, damit er das Thier untersuchte, und lud, ohne daß er es merkte, mein Gewehr von Neuem. Als ich kurz darauf einen Falken auf einem Baume erblickte, rief ich Freitag herbei, zeigte ihm den Vogel, dann meine Flinte und den Boden unterhalb des Baumes, damit er begreifen sollte, daß ich die Absicht habe, das Thier herunterzuschießen; ich drückte mein Gewehr los, und der Vogel stürzte herab.

Aber ungeachtet alles dessen, was ich ihm erklärt hatte, war er doch auch dies Mal ganz außer sich vor Erstaunen, und betrachtete nun meine Flinte als eine unverstegbare Quelle von Lob und Vernichtung, mit der man Menschen, Thiere, Vögel, kurz, was man wolle, in der Nähe oder Entfernung umbringen könne. Er hätte sie auf keinen Fall jezt angerührt, und wenn er sie stehen sah, sprach er mit ihr, wahrscheinlich um zu bitten, daß sie ihm nichts thun solle.

Sch ließ ihn jezt die Ziege nach Hause



tragen, wo wir sie abstreiften, ausweideten, ein Stück davon kochten, und so eine vortreffliche Fleischbrühe erhielten, welche auch Freitag sehr gut schmeckte. Am folgenden Tage machte ich am Spieß einen Braten, welcher ihm, nach seinen Zeichen und Mienen, viel besser schmeckte, als Menschenfleisch, das er nie wieder genießen zu wollen versprach.

Freitag mußte jetzt verschiedene Dinge lernen, wobei er sich außerordentlich gelehrig zeigte. In kurzer Zeit verstand er so gut, wie ich, das Getreide anzuhülfsen, es zu stampfen, das Mehl durch Sieben von der Kleie zu sondern und die ganze Backkunst. Was ich ihm einmal gezeigt hatte, begriff er sogleich und vergaß es nie wieder.

Vor allen Dingen mußte ich daran denken, da wir nun zwei Effer waren, ein größeres Stück Land anzubauen und zu besäen, wobei Freitag mir durch seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß sehr gute Dienste leistete; meine Sorgfalt um ihn schien ihn zu rühren und zu

noch größerem Eifer anzuspornen. Sein guter Character, seine Offenherzigkeit und Redlichkeit, seine hingebende Zuneigung für mich zeigten sich mit jedem Tage mehr, und auch ich fing an, ihn wahrhaft zu lieben. Dazu kam, daß er bei seinem guten Gedächtnisse in meiner Sprache merkwürdige Fortschritte machte; ich hatte nach einem so vielsährigen Schweigen das Sprechen selbst ein wenig verlernt, und die Fähigkeit dazu fand sich bei mir erst ganz wieder, als ich mich mit meinem Diener oder vielmehr meinem Freunde unterhalten konnte.

Die erste ordentliche Unterredung bestand darin, in Freitag's Seele einen Grund religiöser Kenntnisse zu legen. Ich stellte die Frage an ihn, wer alle Dinge gemacht habe? Er antwortete „Benamucke,“ welcher älter sei als das Meer, der Mond und die Sterne. Doch weiter vermochte er nichts über diese wichtige Person zu sagen; ich fragte ihn, wohin dieselben gingen, welche gestorben wären. Er erwiderte: zu Benamucke.“ Ich erklärte ihm nun,

daß der Schöpfer aller Dinge ein allmächtiges Wesen sei, das die Welt mit der größten Weisheit regiere, daß unser Gott vermöge seiner Allmacht uns Alles geben und Alles nehmen könne, daß er seinen Sohn Jesus Christus auf die Erde gesandt, welcher uns gelehrt habe, daß jener Gott ein liebevoller Vater und wir Alle seine Kinder seien, und daß wir zu Gott beten sollen, wie die Kinder ihren lieben Vater bitten, da er jeden, welcher ihn anruft, erhören werde. Freitag hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu und äußerte, daß der Christengott viel besser sei als ihr Gott Benamucke; der wohne nur auf dem Berge und gebe keinem Gehör, als dem Domofake; so hießen nämlich ihre Priester.

Auf diese Weise öffnete ich das Herz meines Freitag immer mehr und mehr für den wahren Glauben, und bat Gott, daß er mir bei meiner Belehrung und Bekehrung seinen Beistand schenke. Jetzt erst, da ich Lehrer sein sollte, sah ich ein, wie wenig ich selbst über

die wichtigsten Lehren unsrer Religion nachgedacht hatte.

Unsere Bekanntschaft wurde immer inniger, je geläufiger er meine Sprache sprechen konnte. Ich lehrte ihm den Gebrauch der Flinte und gab ihm ein Handbeil, welches er zur Nothwehr und zu vielen andern Dingen anwenden konnte. Ferner erzählte ich ihm, wie ich zu allen diesen Werkzeugen gekommen sei, und machte ihm eine Beschreibung von jenem gescheiterten Schiffe; dann zeigte ich ihm die Ueberreste der Schaluppe, welche das Meer bei jenem Schiffsbruch an das Ufer geschleudert hatte. Bei dem Anblicke derselben rief er plötzlich nach einigem Besinnen aus: „Ich gesehen solche Schaluppe kommen zu meinem Volke. Das Boot sehr voll gewesen von weißen Männern, wir gerettet weiße Männer vom Ersaufen.“

Ich war voll freudigen Staunens; wahrscheinlich hatten sie Schiffsbruch gelitten, und die Schaluppe, auf welcher sie sich retten woll-

ten, war bestimmt gestrandet; ich fragte nach der Anzahl der weißen Männer; er sagte, siebenzehn, indem er dabei mit den Fingern zählte. Als ich weiter fragte, was aus ihnen geworden sei, sagte er mir, daß sie bei seinem Volke leben, und wenn dasselbe Krieg führe, daran Theil nehmen. Ich wunderte mich, daß man sie nicht auch aufgefressen habe, worauf er mir entgegnete: „Menschen nur fressen, wenn Krieg fallen“; er wollte sagen: sie zehren nur die Kriegsgefangenen auf.

Einige Zeit nachher befanden wir uns Beide auf jenem östlich gelegenen Hügel, von wo aus ich schon früher einmal Land gesehen hatte. Plötzlich fing mein Freitag an zu tanzen und Luftsprünge zu machen, indem er ausrief: „o Freude, o Lust! dort mein Vaterland, dort mein Volk!“ Die allzugroße Freude machte mich argwöhnisch; ich fürchtete, daß er bei der ersten Gelegenheit in die Heimath zurückkehren, alle guten Grundsätze vergessen und am Ende mit einigen Hunderten seiner Landesleute wie-

derkommen werde, um mich zu verspeisen. Ich nährte diesen Verdacht einige Wochen lang und war nicht mehr so vertraulich mit ihm, als sonst; doch Freitag merkte nicht einmal meine Unruhe, ein Beweis, daß er nichts Böses im Sinne führte.

Um mich aber vollständig von seiner Gesinnung zu überzeugen, ging ich nochmals mit ihm nach jenem Hügel und fragte ihn, ob er nicht seine Heimath wiedersehen möchte?

Fr. O ja, ich sehr froh sein, sehen mein Volk.

Ich. Würdest Du dann wieder ein Wilder werden und Menschenfleisch essen?

Fr. Ich lehnen, gut leben, Gott beten, Korn essen, Fleisch von Thier, Milch, nicht Menschen essen.

Ich. Sie würden Dich aber umbringen!

Fr. Nicht umbringen, mein Volk gerne lernen.

Ich fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, zu seinem Volke zurück zu kehren. Lächelnd ent-

gegnete er mir, er könne nicht so weit schwimmen. Ich sagte ihm, daß ich ein Kanot für ihn machen wolle, auf welchem er hinüberfahren könne, und daß ich allein hier bleiben würde. Der arme Freitag wurde über diese Rede ganz betroffen, holte ein Handbeil und reichte mir es hin.

Was soll ich damit? fragte ich.

Fr. Du Freitag tödten, weil Freitag fortschicken. Freitag nicht fortschicken.

Bei diesen Worten bemerkte ich, wie ihm die Thränen in den Augen standen. Von diesem Beweise treuer Anhänglichkeit gerührt, verschonte ich ihn ferner mit ähnlichen Prüfungen. Was er mir in Betreff der weisen härtigen Männer gesagt, war für mich äußerst wichtig, und veranlaßte mich zu dem Plane, eine Reise nach ihrem Aufenthaltsorte zu machen, mit jenen Männern ein großes Schiff zu bauen und dann nach Europa zurückzukehren. Da mein kleiner Kahn die Ueberfahrt nicht aushalten würde, beschloßen wir einen größeren zu zim-

mern, denn derjenige, welchen ich in früherer Zeit gebaut, war von der Sonnenhitze vertrocknet und durch den Regen verfault, die alte Schaluppe aber war gänzlich zerfallen.

Schon nach einem Monate waren wir mit dem Bau des neuen Rahnes fertig, der nun auf Walzen gebracht und innerhalb 14 Tagen bis ans Wasser gerollt wurde. Darauf fällten wir eine junge sehr gerade Ceder, um einen Mastbaum daraus zu erhalten, und machten aus drei alten Segeln ein neues und zwar dreieckiges, da ich diese Art in Sallee kennen und zu dirigiren gelernt hatte. Um das Fahrzeug lenken zu können, zimmerte ich ferner an seinem Hintertheile ein Steuerruder, kam aber nur nach vielen schwierigen Versuchen und großer Mühe damit zu Stande.

Nachdem alle diese Arbeiten beendigt waren, machte ich mit meinem Freitag eine Probefahrt, und war erstaunt über die Geschicklichkeit und Schnelligkeit, mit welcher er den Rahn, seiner Größe ungeachtet, zu lenken, zu drehen

und durch Rudern vor- und rückwärts zu bewegen wußte. „Können wir uns darauf wohl ins hohe Meer wagen?“ fragte ich. „O ja,“ antwortete er, „darin wagen sehr gut, auch wenn weht großer Wind.“ Ich lehrte ihm nun das Segel und Steuerruder handhaben, wovon Freitag, obschon er sehr gut rudern konnte, durchaus nichts verstand, und was auch gar nicht so leicht ist, als es den Anschein hat.

Ein stummes Erstaunen ergriff ihn, als er nun sah, wie ich den Rahn mit Hilfe der Ruderpinne lenkte, wie ich mein Segel bald nach der einen, bald nach der andern Seite drehte, je nachdem die Fahrt sich änderte, und mit demselben Winde das Schiff hin und her getrieben wurde.

Während ich mich eines Tages damit beschäftigte, Vorbereitungen zur Reise zu treffen und Freitag ans Meeresufer geschickt hatte, um eine Schildkröte zu suchen, sah ich ihn auf einmal über meine Verschanzungen hereinstürzen. Ehe ich noch Zeit hatte, ihn anzureden, rief er:

„O Herr, oammer, o viel schlim!“

Was giebt's, Freitag?

Dort unten eins, zwei, drei Kanots, eins, zwei, drei.

Der arme Bursche war vor Angst halb todt, weil er glaubte, daß die Wilden kämen, um ihn zu schlachten und zu verzehren; ich er-muthigte ihn aber bald wieder, indem ich ihm versprach, ihn mit meiner eigenen Lebensgefahr zu vertheidigen, nur müsse er ganz genau das befolgen, was ich ihm heißen würde.

Er antwortete: „ich sterben, wenn Ihr be-fehlen zu sterben.“

Ich ließ ihn darauf zur Stärkung einen Schluck Rum trinken, und nun theilten wir die Waffen. Die Flinten und Musketen wurden mit sehr starkem Schroot geladen; ich nahm meinen Säbel um, steckte zwei Pistolen in den Gürtel und gab Freitag sein Handbell und ebenfalls eine Pistole. Also bewaffnet gingen wir nach der Spitze des Hügel, und ich er-kannte durch mein Fernrohr, daß ein und zwanzig

Wildbe gelandet seien, und daß sie drei Ge-fangene mit sich führten.

Da sie dieses Mal an einer niedrigen Stelle des Gestades, wo sich ein dichtes Gehölz bis ans Meer ausdehnte, gelandet waren, machte ich mit Freitag einen Umweg von einer hal-ben Meile, um jenes Gehölz unbemerkt zu er-reichen, und mich ihnen auf Schußweite nä-hern zu können. Vorsichtig und geräuschlos schlich ich voraus, während Freitag mir auf dem Fuße folgte, und war bald nur noch durch eine kleine Waldspitze von ihnen getrennt. Jetzt ließ ich Freitag noch mehr vorwärts hinter einen großen Baum treten, um mit seinem scharfen Auge zu entdecken, was sie trieben, und erfuhr von ihm nach kurzer Zeit, daß Alle um ein großes Feuer säßen und bereits das Fleisch eines der Gefangenen verzehrten, ein anderer läge geknebelt in geringer Entfernung, welchem alsbald ein gleiches Schicksal wider-fahren würde; er fügte hinzu, daß dieser kein Eingeborner, sondern einer jener härtigen wei-

fen Männer sei, von denen er mit mir gesprochen, und die übers Meer aus weiter Ferne zu ihnen gekommen wären.

Aufs Tiefste erregt über diese Nachricht, ging ich nun selbst nach Freitag's früherem Standorte vor und überzeugte mich vermittelst meines Fernrohrs selbst von der Wahrheit derselben. Als bald bemerkte ich, wie zwei dieser Barbaren abgeschickt wurden, um den Europäer zu holen; schon hatten sie sich gebückt, um seine Bande an den Füßen zu lösen, es war also kein Augenblick mehr zu verlieren, wenn ich ihn retten wollte, der Zeitpunkt zum entschlossenen Handeln war gekommen. „Freitag,“ sagte ich, jetzt thue genau dasselbe, was Du mich wirst thun sehen, und gib ja wohl Acht!“

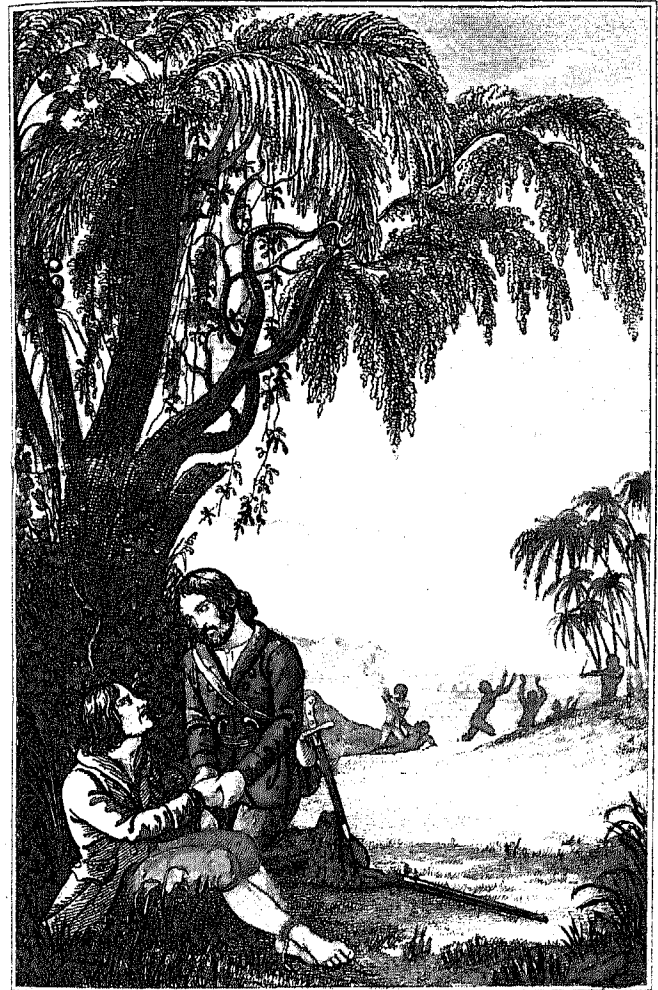
Ich legte eine von meinen Musketen und meine Flinte auf die Erde. Freitag ahnte es nach. — „Bist Du fertig?“ fragte ich. „Ja,“ antwortete er. „Nun Feuer auf Alle!“ rief ich, und zu gleicher Zeit gingen die Schüsse los. — Freitag hatte besser getroffen als ich,

er hatte zwei getödtet und drei verwundet, ich tödtete nur einen und verwundete zwei. In demselben Augenblicke warf ich mein Gewehr weg und ergriff meine Jagdflinte; Freitag machte es auch so. Ich zielte; er auch. „Bist Du fertig, Freitag?“ fragte ich. „Ja,“ antwortete er. „Nun Feuer,“ kommandirte ich wieder, und diesmal fielen nur zwei, aber wir hatten so viele mit dem Schrot verwundet, daß sie ganz verwirrt und mit rasendem Geschrei umherliefen. Einen Augenblick später stürzten noch drei zu Boden.

„Jetzt, Freitag, folge mir!“ rief ich aus, und mit der letzten geladenen Muskete unter dem Arm, stürzten wir mit furchtbarem Geschrei nach der Gegend, wo das Schlachtopfer geknebelt auf dem Boden lag. Mehrere der Henker hatten sich auf ein Kanot geflüchtet, doch mußte Freitag sogleich unter sie hinein schießen. Ich glaubte anfangs, sein Schuß hätte sie Alle getödtet, weil sie sämmtlich auf den Boden stürzten, doch kamen bald zwei wie-

der zum Vorschein, zwei waren getödtet, und ein dritter nur verwundet.

Ich näherte mich unterdessen dem Geknebelten und schnitt ihm mit einem Messer die festen Bande entzwei. Auf die Frage, wer er sei, antwortete er auf lateinisch: „Christianus“ (ein Christ), mehr konnte er vor Schwäche und Mattigkeit nicht hervorbringen, die ihm auch nicht einmal erlaubten sich auf den Füßen zu erhalten. Ich zog nun meine Rumflasche hervor, ließ ihn trinken, gab ihm gleichzeitig ein Stück Brod, und bemerkte nun bald daß er sich allmählig erholte. Auf meine Frage, aus welchem Lande er sei, erwiderte er: Es-pannol (ein Spanier). Das bißchen Spanisch, welches ich noch behalten hatte, raffte ich nun zusammen, und sagte ihm, als sein Mund von den Aeußerungen der innigsten Dankbarkeit überfließen wollte, in seiner eignen Sprache: „davon, Sennor, wollen wir später reden, jetzt haben wir noch den Kampf zu beenden, und wenn es Ihre Kräfte gestatten,



so nehmen Sie diese Pistole und diesen Säbel, um Rache an Ihren nichtswürdigen Henkern zu üben.

Kaum hatte er das Wort „Rache“ vernommen, kaum fühlte er das Eisen in seiner Hand, als er sich mit einer Wuth, einer Verzweiflung auf die fliehenden Kannibalen stürzte, daß ich über diesen plötzlichen Uebergang von Hinfälligkeit zur Kraftäußerung aufs höchste erstaunt sein mußte. Wenn er indessen zwei jener Wilden in Stücke hieb, konnte mich dies weniger wundern, da die elenden, armen Teufel zu erschrocken und furchtsam gemacht waren, um auch nur einem Kinde Widerstand zu leisten.

Während ich mir aber von Freitag die abgeschossenen Gewehre reichen ließ um sie von Neuem zu laden, hatte einer der Wilden, ein junger kräftiger Bursche, seinen Muth wieder gesammelt und ließ sich mit dem Spanier in einen hitzigen Kampf ein, indem er ein schweres hölzernes Schwert schwang. Bald sah er

indessen ein, daß er der Fechtkunst des Spaniers, welcher ihm bereits zwei Kopfwunden beigebracht hatte, nicht gewachsen sei, warf sein Schwert fort, packte den Spanier um den Leib, und suchte ihm seine Waffe zu entwenden; dieser aber, mit der Kaltblütigkeit eines alten Kriegers, nahm schnell seine Pistole aus dem Gürtel und schoss ihm die Kugel durch den Leib, bevor ich, der zu seiner Hülfe herbeeilte, Zeit gehabt hatte, ihn zu erreichen; ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, stürzte der Schwarze zur Erde nieder.

Unterdessen ging Freitag mit seinem Handbeil umher, um den noch Lebenden ein Ende zu machen, doch gelang es dem einen davon zu entkommen, indem er sich ins Meer stürzte, um seine vier übrig gebliebenen Gefährten zu erreichen, welche in ihrem Kanot mit unglaublicher Schnelle davon ruderten. Wir waren eben im Begriff, sie zu verfolgen, als ich in dem einen Kanot, in welches ich mich eben werfen wollte, noch einen an Händen und

Füßen gebundenen Gefangenen erblickte, den man so furchtbar geknebelt hatte, daß er sich im Kanot nicht hatte aufrichten können. Ich schnitt ihm sogleich die Weidenbänder entzwei, doch war er so schwach, daß er sich weder auf den Beinen erhalten noch ein Wort sprechen konnte.



Neue Ankömmlinge. — Die Insel bevölkert sich.

Unterdesſen war Freitag herbeigekommen, und ich befahl ihm, dem Unglücklichen ſeine Rettung anzukündigen, da er zu fürchten ſchien, daß man ihn nur losgebunden, um ihn auch zur Schlachtbank zu führen, und ihm zur Stärkung einige Schluck Rum zu geben. Doch welche Scene ſahen jetzt meine Augen; ich hätte den ſehen mögen, welchen ſie nicht zu Thränen gerührt hätte! Freitag lag dem alten Wilden in den Armen und herzte und küßte ihn fortwährend; dann ſing er an zu tanzen und zu ſpringen, und geberdete ſich, als wenn er nicht bei Sinnen wäre.

Ich fragte ihn wiederholt, um waß es ſich handle, doch er hörte mich in ſeiner Freude gar nicht; endlich ſing er an ſich ein wenig zu beruhigen und ſagte: Es iſt mein Vater! dann ſprang er wieder in den Kahn, nahm den Kopf des Alten und legte ihn an ſeine Bruſt, rieb ihm die von den Banden erſtarren Hände und Füße mit Rum ein, und überließ ſich lange Zeit ganz dem Uebermaße ſeiner Härlichkeit.

Während wir mit unſerem Geretteten beſchäftigt waren, hatten wir ganz und gar vergeſſen, die Kanots der entfliehenden Wilden zu verfolgen, doch nur zu unſerem Glück, denn eine Stunde ſpäter erhob ſich ein ſchrecklicher Wind, welchen unſer Fahrzeug nicht halten können, und der wahrſcheinlich auch den Flüchtlingen ein Grab in den Wellen bereitete.

Ich rief Freitag, der immer noch ganz ſelig an der Seite ſeines Vaters ſaß, auf einen Augenblick zu mir, um ihn zu fragen, ob er ſeinem Vater ein Stück von ſeinem Brodfuſchen

mitgetheilt habe. Er schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Ich schlechter Mensch, alles allein essen.“

Ich gab ihm nun aus meiner Tasche ein Stück Brod und zwei Weintrauben, was er beides seinem Vater brachte. Möglich sah ich ihn dann mit unglaublicher Schnelligkeit unsrer Wohnung zufliehen; bevor ich ihm nachrufen konnte, war er mir schon aus den Augen, denn das beste Pferd hätte nicht schneller laufen können. Kaum war eine Viertelstunde vergangen, als er zurück kam, aber minder schnell als er fortgegangen war, denn er trug einen Kopf in der Hand, worin sich Wasser befand, um seinen vor Durst fast verschmachtenden Vater damit zu erlaben; auch für den armen Spanier blieb noch etwas übrig, und Beide wurden von dem Wasser mehr erfrischt, als von dem früher genossenen Rum, mit welchem ich jetzt Freitag befahl, auch dem Spanier die Füße einzureiben. So willig er es auch that, so konnte er es doch nicht unterlassen, jeden

Augenblick den Kopf nach seinem Vater umzuwenden, und als er ihn einmal nicht sah, weil er sich niedergelegt hatte, um seine angegriffenen Glieder auszuruhen, flog er wie ein Vogel zu ihm hin, und kehrte nach erlangter Gewißheit daß ihm nichts Schlimmes begegnet sei, eben so schnell wieder zu uns zurück.

Endlich wollten wir uns nach unsrer Wohnung aufmachen, doch da der arme Spanier durchaus nicht vermochte, sich auf den Füßen zu erhalten, nahm ihn Freitag, ohne sich lange zu besinnen, auf seine Schultern und trug ihn mit der größten Leichtigkeit ins Kanot, wo er ihn neben seinen Vater legte. Er ruderte dann in die früher erwähnte kleine Bucht, und zwar so schnell, daß ich zu Lande am Ufer hin mit Laufen nicht gleichen Schritt halten konnte. Nachdem wir nun unsre Gäste ans Land gebracht hatten, befanden wir uns in derselben Verlegenheit, wie vorher, da sie Beide nicht einmal stehen konnten. Ich besann mich nicht lange und machte eine Art Sänfte, auf welche

wir beide legten und sie so nach Hause trugen. Als wir dort anlangten, entstand wieder die Frage, wie wir sie über die Verschanzung bringen sollten. Da ich dieselbe nicht zerstoren wollte, das Uebersteigen aber allen Beiden unmöglich war, so schlug ich zwischen der Schanze und dem von mir gepflanzten Gefräuche ein Zelt auf und machte ihnen in demselben ein recht weiches Lager, worauf sie bald einschliessen.

Ich konnte nicht umhin, bei dem Gedanken zu lächeln, daß ich Herr und König, Alleinherrscher und Gesetzgeber der Insel, nun auch zu Unterthanen gekommen war, wobei der merkwürdige Umstand statt fand, daß sie sich zu drei verschiedenen Religionen bekannten: mein Freitag war Protestant, sein Vater Heide und der Spanier Katholik.

Doch ich war weit entfernt, die Glaubensfreiheit zu unterdrücken und tyrannischer Willkühr Gehör zu geben, ich beelte mich vielmehr, für den Lebensunterhalt der Ankömmlinge zu

forgen, und ließ daher von Freitag eine Ziege einfangen und schlachten. Se. Majestät, nämlich ich, beliebten darauf den Koch zu spielen und einen Schmorbraten und eine kräftige Brühje zu machen. Ich schlug dann unter dem neuen Zelte die Tafel auf und hatte meine Freude daran, zu sehen, wie es meinen Gästen so vorzüglich schmeckte.

Indem mir Freitag als Dolmetscher diente, fragte ich den Alten, was wir wohl in Betreff der entflohenen vier Wilden zu fürchten hätten, falls sie glücklich in ihr Land zurückgekehrt wären? Er antwortete mir, sie würden von dem Donner und dem Blitz unsrer Waffen erschreckt, nicht wiederkommen und die Insel für bezaubert halten. Er habe, während er im Rahne gelegen, sie einander fragen gehört, wie ein Mensch Feuer athmen, Donner reden und auf solche Entfernung tödten könne?

Ich wandte mich nun an den Spanier und erfuhr von ihm, daß seine andern sechszehn Reisegefährten bei den Wilden zwar in Frieden,

aber in Betreff ihres Lebensunterhalts in beständiger Besorgniß lebten. Nachdem ihr Schiff, erzählte er weiter, welches nach Havannah bestimmt war, plötzlich gescheitert, hätten sie sich in der größten Eile, ohne Schießgewehre und nur mit wenigen Lebensmitteln versehen, in die Schaluppe geflüchtet, fünf von ihren Matrosen seien jedoch, weil sie sich ein wenig verspätet, in den Wellen umgekommen. Halb ausgehungert und vor Durst verschmachtet, hätten sie endlich jenes Land erreicht und lange Zeit berathschlagt, was sie thun sollten. Um ein Schiff zu bauen, fehlte es leider an allen Werkzeugen, es mußte also unterbleiben.

Was meinen Sie, fragte ich den Spanier, wenn wir sie auf meine Insel brächten und Alle zusammen ein großes Schiff bauten, auf welchem wir dann in unser Vaterland zurückkehren könnten. Freilich ist es gewagt, eine so große Menge von Leuten aufzunehmen, die ich nicht kenne; die Menschen werden gar zu leicht undankbar, denken immer nur an sich selbst, und

wenn sie ihren Vortheil sehen, vergessen sie die früheren Wohlthaten und sind dann oft gar im Stande, an ihrem Retter und Wohlthäter zum Verräther zu werden. Da sie Katholiken und ich Protestant bin, so hätte ich Ursache zu fürchten, nachdem ich sie Alle in ihr Vaterland geführt, dort ein Opfer der Inquisition zu werden.

Der Spanier erwiderte mir, daß er sie einer so abscheulichen Handlung nicht für fähig halte; wenn ich es wünsche, wolle er mit Freitags Vater zu ihnen gehen und sie feierlich schwören lassen, sich meinem Willen und Befehl unbedingt zu unterwerfen. Es seien übrigens Alle ehrliche, brave Leute, deren elendes Schicksal beklagenswerth sei, da sie nur von der Gnade der Wilden lebten, und längst die Hoffnung aufgegeben hätten, jemals ihre Heimath wiederzusehen.

Ich hatte jetzt nichts mehr einzuwenden und wünschte, daß sie je eher je lieber abreisten. Doch der Spanier gab mir den sehr vernünft-

tigen Rath, die Abreise so lange zu verschieben, bis ich durch eine größere Ausfaat im Stande sei, den für eine solche Anzahl von Menschen hinreichenden Vorrath an Getreide zu erndten. — In Folge dieser Vorstellung des Spaniers, welcher ich mit Dankbarkeit meinen ganzen Beifall gab, machten wir uns sogleich daran, ein viel größeres Stück Land zu beackern und zu besäen, und erst nachdem wir damit zu Stande gekommen waren, begannen wir an den Bau des Schiffes zu denken und deshalb Bäume zu fällen und Bretter zu schneiden. Zuweilen gingen wir auch auf die Jagd und hatten uns nach und nach drei und zwanzig lebendige Bieglein verschafft, welche wir den übrigen in den Umzäunungen hinzufügten.

Die Zeit der Traubenerndte war jetzt herangefommen, welche außerordentlich günstig ausfiel, und von den zwei und zwanzig Scheffel gesäeten Getreides hatte ich zweihundert zwanzig gewonnen. Da ich auch mit der Reis-

erndte zufrieden sein konnte, hatte ich nun Lebensmittel genug, um damit unser künftiges Schiff zu einer Fahrt in die fernsten Theile der Welt zu versehen.

Sobald alle Vorräthe untergebracht waren, ertheilte ich dem Spanier die Erlaubniß, seine Gefährten holen zu dürfen, aber keinen mitzubringen, der nicht geschworen hätte, dem Herrn dieser Insel stets gehorsam zu sein, nach Kräften zu unterstützen und in der Noth zu vertheidigen.

Mit dem Versprechen, diese Verhaltungsmaßregeln anzuwenden, ließ ich Beide, den Spanier und Freitags Vater abreisen. Damit sie sich in der äußersten Noth vertheidigen könnten, gab ich jedem eine Muskete und einige Schuß Pulver und Blei mit, ermahnte sie aber, damit sparsam umzugehen. Sie fuhren darauf bei dem schönsten Wetter in einem der Rähne, in welchen die Wilden sie als Gefangene nach der Insel geschleppt hatten, nach dem Aufenthaltsorte der verunglückten Spanier ab.

Es mochten acht Tage seit ihrer Abreise verfließen sein, als mich eines Morgens Freitag, welcher früher aufgestanden war als ich, mit den Worten aufweckte: „Herr, sie sind da, Herr, sie sind da!“ Da ich keine Gefahr besorgte, ging ich ohne Waffen hinaus; doch wie staunte ich, als ich eine Schaluppe mit aufgeblähtem Segel von einer ganz andern Gegend her, als die Spanier hätten kommen können, der Insel zusteuern sah. Zuerst befahl ich Freitag, sich zu verbergen, da diese Leute nicht die erwarteten seien, bestieg dann mit meinem Fernrohr die Spitze des Hügel, und erkannte ganz deutlich, daß ungefähr zwei Stunden vom Ufer ein großes Schiff vor Anker liege, daß es ein englisches sei, und die Schaluppe mit dem Segel ohne Zweifel dazu gehöre.

Ich vermag nicht die freudige Ueberraschung auszudrücken, welche sich meiner bei dem Anblick eines Schiffes bemächtete, auf welchem sich Landsleute, folglich Freunde, befinden muß-

ten, nur konnte ich mir nicht erklären, weshalb geheime Zweifel in meiner Seele aufstiegen, und eine innere Stimme mir rieth, auf meiner Huth zu sein. Was, dachte ich, kann ein englisches Schiff hier wollen, da in dieser Gegend kein Land ist, in dem sich Colonien von England befinden; durch einen Sturm konnte es auch nicht hierher verschlagen worden sein, denn in diesem Falle wäre es nur in einem höchst kläglichen Zustande, als Wrack, an das Ufer gekommen. Was konnten diese Leute also auf meiner Insel wollen? — Sie landeten jetzt und schleppten zu meinem Erstaunen drei Gefangene gebunden ans Ufer; ich sah, wie die Letzteren die Hände zum Himmel erhoben und wie ein Anderer einen Dolch zu zücken schien.

O Herr, sagte jetzt Freitag, Ihr sehen Englichmänner Gefangene fressen so gut als wilde Männer. Ich entgegnete ihm, daß, wenn auch vielleicht ein Mord beabsichtigt würde, er doch nicht vollbracht werden sollte. — Ich hatte von diesem Augenblick an keinen andern Ge-

danke, als die drei bedauernswürdigen Unglücklichen zu befreien, welche betrübt und niedergeschlagen neben einander saßen, und denen wohl noch viel schlimmer zu Muth sein mochte als mir, da ich auf diese Insel verschlagen wurde. Jene Spießgesellen hatten sich indessen aus Neugierde, die Insel kennen zu lernen, zerstreut und zur Bewachung der Schaluppe zwei Mann zurückgelassen, welche aber, wahrscheinlich in Folge des Genusses von Brauntwein, eingeschlafen waren.

Zu meiner großen Befriedigung war die Ebbe eingetreten und hatte die Schaluppe auf dem Trocknen sitzen lassen; ich wußte nun, daß sie vor zehn Stunden nicht wieder flott werden könne; unterdessen mußte es Nacht werden, und dann hoffte ich, würde ich unbemerkt zu den drei Gefesselten schleichen können; doch schon um zwei Uhr Nachmittag, als die Sonne gerade sehr heiß schien, bot sich mir eine Gelegenheit dazu dar, denn die Wächter hatten sich Alle in die Wälder zerstreut, wahrschein-

lich in der Absicht, um sich hinzulegen und im Schatten auszuruhen.

Ich gab Freitag drei Musketen, und nahm mir selbst zwei Flinten; im Gürtel führten wir Beide Pistolen, und an der Seite blanker Säbel. Auch ohne diese Bewaffnung mußte indessen schon unsere Gestalt Jedem einen Schreck einjagen, denn man wird sich erinnern, daß wir in den hohen Mützen und Kleidern von Ziegenfell einer Gespenstererscheinung glichen, welche selbst den Furchtlosesten außer Fassung zu bringen geeignet war.

So bewaffnet näherten wir uns jetzt den drei Gefangenen, welche bei unserem Anblick sprachlos zusammenfuhren und die Flucht ergreifen wollten.

„Wer seid Ihr, meine Herren,“ redete ich sie freundlich an, „ich komme als Freund zu Euch und biete Euch meine Dienste an.“

„Der ist uns vom Himmel gesandt,“ antwortete Einer.

„Alle Hilfe kommt von oben,“ entgegnete

ich; „doch jetzt sprecht, womit kann ich Euch helfen? Daß Ihr in den Händen von Wüthrichen seid, habe ich bereits gesehen, als der eine seinen Dolch gegen Euch zückte; doch sagt nur, wie kamt Ihr in diese Lage?“

Da sagte der vorige Sprecher: „Ich bin der Kapitain jenes Schiffes, welches Ihr in der Ferne dort sehen werdet, meine Mannschaft hat mir den Gehorsam aufgesagt, und um uns nicht gerade zu ermorden, uns auf diese Insel ausgefetzt; der eine von diesen Leidensgefährten ist mein Lieutenant, der andere ein Reisender.“

„Wo sind jene Schurken?“ fragte ich.

Dort unter den Bäumen liegen sie und schlafen,“ erwiderte er.

„Sind sie mit Schießgewehren versehen?“ fragte ich weiter.

„Sie haben nur zwei Musketen,“ antwortete er.

„Wohlan, so sei es denn! Wir benutzen den Augenblick während sie schlafen, und schaf-

fen sie Alle aus der Welt. Doch folgende Bedingungen mache ich mir aus, bevor ich mich Ihrer Befreiung unterziehe: Ich verlange nämlich, daß Sie von den Waffen, die ich Ihnen geben werde, keinen schlechten Gebrauch machen, daß Sie mir und den Meinigen kein Unrecht zufügen und meinen Befehlen Gehorsam leisten; ferner verlange ich, daß Sie mich nebst meinem Diener unentgeltlich nach England führen.“

Nachdem er mir alles dieß wiederholentlich zugesagt hatte, indem er versicherte, ich könne gar nicht weniger verlangen, überreichte ich ihm drei Musketen mit Pulver und Kugeln.

Er sagte mir, daß sich unter den Schlafenden die beiden Rädeßführer befänden, welche wir auf keinen Fall ent schlüpfen lassen dürften, denn gelangten diese wieder zum Schiffe, so wären wir verloren.

Er rückte nun mit seinen Gefährten behutsam vor, als plötzlich zwei von den Matrosen erwachten und Lärm machten. Doch es war

zu spät; die Begleiter des Kapitäns hatten bereits gut gezielt und die beiden Räubersführer niedergestreckt, so daß also nur drei von diesem Häuflein noch übrig waren. In demselben Augenblick war ich mit Freitag herangekommen, und da sie unsere augenscheinliche Uebermacht erkannten, ergaben sie sich unter allen Versicherungen von Aufrichtigkeit, welche man wünschen konnte. Sie mußten dem Kapitain schwören, ihm zur Wiedererlangung des Schiffes behülflich sein zu wollen, und sich, so lange sie auf der Insel wären, an Händen und Füßen binden zu lassen.

Freitag und der Leutnant hatten unterdessen die Schaluppe in Beschlag genommen und Segel und Ruder aufs Land ins Sichere gebracht.

Einige Zeit darauf kamen auf die Flintenschüsse wieder drei von den herumirrenden Matrosen an, welche ohne Weiteres zu uns übergingen und sich binden ließen, da sie ihren Kapitain wieder als ihren Herrn vor sich sahen.

Nachdem wir so vollständig gefestigt hatten, brachten wir vor allen Dingen die gebundenen Gefangenen sicher unter; die beiden Gefährlichsten, denen man am wenigsten trauen durfte, steckten wir in die Höhle; darauf führte ich den Kapitain in meine Festung, wo ich ihn mit meinen Vorräthen erfrischte, während er über die Befestigung meiner Wohnung und ihre seltsame Einrichtung sich nicht genug wundern konnte. Das Wäldchen rings herum war so dicht geworden, daß man nirgends eindringen konnte, und nur ein schmaler geschlängelter Fußsteig für mich offen geblieben war.

Doch wir hatten jetzt wichtigere Dinge zu besprechen, denn es galt ja, das Schiff wieder zu erlangen. Er sagte, daß sich noch sechs und zwanzig Menschen an Bord befänden, welche wahrscheinlich ein zweites Boot ans Land schicken würden, wenn sie sähen, daß ihre Kameraden nicht zurückkehrten. Meine Meinung ging nun dahin, daß wir zunächst die Schaluppe zertrümmern müßten, um sie für

jene unbrauchbar zu machen, schnitten auch alsbald ein Loch in den Boden derselben und setzten uns dann ans Ufer, um darüber nachzudenken, was nun zu thun sei. In demselben Augenblicke hörten wir einen Kanonenschuß, welcher das Signal gab, die Schaluppe sollte vom Lande zurückkehren. Da dies nun nicht geschah, wiederholten sie auf dem Schiffe die Signale, und wir konnten bald ganz deutlich sehen, daß das Schiff eine zweite Schaluppe aussetzte, da dies keine Wirkung hervorbrachte. Mit Hilfe des Fernrohrs erkannte der Kapitain jeden Einzelnen; er sagte, es befänden sich zehn Mann darauf, von denen vier brave und nur verführte Leute wären.

Sie näherten sich jetzt der Küste und stiegen ans Land, wo wir uns natürlich in dem nahen Gebüsche versteckt hatten, und von da sehr gut beobachten konnten, wie groß ihre Bestürzung war, als sie die andere Schaluppe in ganz unbrauchbarem Zustande antrafen. Um sich ihren Kameraden hörbar zu machen, thaten

sie dreimal zusammen einen lauten Schrei, dann stellten sie sich in einen Kreis und schossen gemeinschaftlich ihre Gewehre ab. Als auch dies fruchtlos war, bestiegen sie wieder die Schaluppe und fuhren ab, da sie wohl der Meinung waren, daß ihre Gefährten ermordet seien. Der Kapitain war darüber sehr bestürzt und gab schon die Hoffnung auf, sein Schiff wieder zu erlangen, als die Matrosen plötzlich umlenkten und nochmals an das Ufer stiegen.

Nachdem sie drei ihrer Gefährten zur Bewachung der Schaluppe zurückgelassen hatten, begaben sich die andern landeinwärts, um die Kameraden zu suchen; die Schaluppe blieb jedoch nicht am Ufer, sondern hielt in einer ziemlich großen Entfernung von demselben vor Anker. Das war uns aber ein gewaltiger Strich durch die Rechnung, denn ohne den Besitz der Schaluppe konnten wir das Schiff nicht bekommen; hätten wir auch die sieben Mann getödtet, wenn diese drei mit der Scha-

luppe entkommen wären, würden sie die Botschaft zu den Uebrigen gebracht haben und das Schiff wäre davon gesegelt.

Als jene sieben auf dem Gipfel des Hügelts angelangt waren, fingen sie wiederum an, aus allen Kräften zu schreien, doch als dieß abermals erfolglos blieb, kehrten sie langsam zur Küste zurück. Schon verlor der Kapitain alle Hoffnung, als mir einfiel, folgende Kriegskunst anzuwenden. Ich bat den Lieutenant und den Kapitain, sich jenseit der kleinen Bucht zu begeben und von der Spitze einer Anhöhe aus so laut als nur möglich zu schreien, sich aber wohl zu hüten, daß sie von den Feinden gesehen würden.

So eben wollten die Matrosen einsteigen, als sie den Lieutenant und Freitag schreien hörten, und nun sogleich ihren Weg nach der Richtung, von wo der Schall hergekommen war, nahmen. Bei der Bucht angekommen, fanden sie das Wasser viel zu tief, um durchwaten zu können, und riefen daher die Scha-

luppe herbei, auf welcher sie übersetzten. Zu unsrer großen Freude kehrte die Schaluppe nicht wieder in die See zurück, sondern blieb in der Bucht liegen, wo sie von zwei Männern bewacht wurde, welche aber bald ans Ufer kamen, und nachdem sie den Kahn an einen Baum festgebunden, sich anschickten, der Ruhe zu pflegen, der eine am Gestade, der andere in dem Kahne.

Während nun der Lieutenant und Freitag jene acht Matrosen tief in die Wälder lockten, schlichen wir uns zur Bucht und überumpelten die beiden Matrosen, ehe sie sich dessen versahen. Derjenige, welcher sich auf dem Lande befand, wurde vom Kapitain zu Boden geschlagen, der andere ergab sich ohne Schwierigkeit, als er fünf Mann sich gegenüber sah. Freitag und der Lieutenant hatten unterdessen jene acht so weit von dem Ufer verlockt, daß die Nacht anbrechen mußte, bevor sie wieder die Küste erreichen konnten, dann war aber wieder Ebbe eingetreten und

die Schaluppe lag auf dem Trocknen. Das war nun ein Sammern und Wehklagen, als sie endlich ganz ermüdet anlangten, den Kahn auf dem Sande sahen, und ihre beiden Kameraden nicht wiederfanden. Unzählige Male riefen sie die Namen der beiden Vermissten, und liefen verzweifelt und händeringend umher, als sie keinen Laut der Erwiederung vernahmen. „Das ist eine behexte Insel,“ meinte der eine, „denn nur durch Zauberei können doch alle unsere Kameraden so spurlos verschwinden.“

Obgleich meine Schaar vor Ungeduld brannte, über die Meuterer herzufallen, gelang es mir doch, ihre Hitze zu mäßigen, und ich veranlaßte den Kapitain und Freitag, auf dem Bauche vorwärts zu kriechen, um ihnen so nahe wie möglich, ohne entdeckt zu werden, zu kommen, und so sicher zu sein, daß sie beim Abfeuern der Gewehre ihr Ziel nicht verfehlten. Zufällig näherte sich der Hochbootsmann, welcher der Haupturheber der Meuterei gewesen war, dem Kapitain mit noch zwei andern von der

Rotte. Beim Anblick dieses Erbößewichts übermannte ihn die Wuth dergestalt, daß er sich nun nicht länger mehr bezähmen konnte, aufzuspringen und Feuer auf ihn zu geben, und gleichzeitig mit einem Gefährten, den Freitag's Kugel erreicht hatte, stürzte der Bootsmann ohne auch das kleinste Lebenszeichen noch zu geben, getroffen zur Erde nieder.

Sobald ich den Knall vernommen hatte, rückte ich mit meiner Mannschaft im Sturmschritt, ein entsetzliches Geschrei erhebend, gegen den Feind an, damit sie ihre Gegner für zahlreicher halten möchten, als es wirklich der Fall war. Da ich indessen bemerkte, daß sie vor übergroßer Bestürzung durchaus nicht an Widerstand dachten, zog ich es vor, statt ein neues Blutbad anzurichten, mit ihnen zu unterhandeln, wozu ich den gefangenen Matrosen an sie abschickte.

Freudig staunten sie über dessen Wiedererscheinen, und versprachen gegen die Versicherung, daß ihnen das Leben geschenkt würde,

sich als Gefangene zu stellen. Nachdem sie hierauf die Waffen niedergelegt hatten, warf ihnen der Kapitain die Schändlichkeit ihres Betragens gegen ihn vor, und es war keiner, in dessen Zügen sich nicht die tiefste Reue über das Vorgefallene ausdrückte. Er erklärte ihnen nun, daß es Gott gefallen habe, diese Insel zu bevölkern, welche sie für wüst und menschenleer gehalten hätten, und daß ein Gouverneur über dieselbe herrsche, von dessen Entscheidung ihr Schicksal abhinge. Wenn, sie aber versprächen, daß sie ihr Leben daran wagen wollten um sein Schiff wieder zu erlangen, so würde ihre Strafe auf seine Verwendung sehr gelind ausfallen. Nachdem sie dies freudig zugesagt hatten, wählte der Kapitain die ehrlichsten Kerle, welche mehr gezwungen als aus Bosheit Theilnehmer der Meuterei gewesen waren, aus, um mit ihrer Hülfe das Schiff zu erobern, wozu die Stunde der Mitternacht angefezt wurde; ich hatte mich mit dem Schiffskapitain verabredet, daß er mich, wenn Alles

glücklich abgelaufen sei, durch sieben Kanonenschüsse davon benachrichtigen würde.

In der größten Eile hatten wir das Loch in der andern Schaluppe verstopfen lassen, und so gelangte er mit beiden Rähnen beim Schiffe glücklich an. Der eine von den Matrosen mußte den Leuten auf dem Schiffe zurufen, daß sie die andere Schaluppe sammt den Kameraden glücklich wieder mitbrächten, und während dessen schwang sich der Kapitain mit dem Lieutenant an Bord, und nachdem zwei Mann mit Flintenkolben erschlagen waren, unterwarfen sich Alle mit Ausnahme des neuen Kapitains, welcher sich in die Kajüte geflüchtet hatte, mit dem Entschlusse, Widerstand zu leisten. Der Lieutenant erhielt von dem unrechtmäßigen Kapitain einen Schuß in den Arm, sobald man die Kajütenthür gesprengt hatte, wofür er jedoch auf den Kopf des Gegners seine Pistole abdrückte, deren Kugel zum Munde hineindrang und hinter dem Ohre wieder herausfuhr, so daß er auf ewig verstummte.

Jetzt erst war man am Ziele und die sieben Kanonenschüsse konnten zum Zeichen der glücklichen Eroberung des Schiffes gelöst werden. Welcher Jubel füllte mein Herz, als dieser Schall zu meinen Ohren drang, und wie groß war erst mein Entzücken, als das Schiff in der Nähe der Insel erschien und der Kapitain kurze Zeit darauf in meinen Armen lag.

Ein Strom von Freudenthränen raubte uns eine Zeit lang die Sprache, endlich, von Dankbarkeit gegen die Vorsehung bewegt, rief ich aus: Der Herr im Himmel ist groß, sein Auge steht in die verborgensten Winkel der Erde, und er weiß dem Unglücklichen beizustehn, wo und wann er will, ihm wollen wir danken, der uns so wunderbar einander zugeführt, daß der Eine der Retter des Andern wurde!

Nachdem ich über die strafwürdigsten Verbrecher Gericht gehalten, ließ ich ihnen die Wahl, entweder in England der Gerechtigkeit ausgeliefert zu werden, oder auf der Insel zu

bleiben. Da sie klug genug waren, sich für das letztere zu entscheiden, gab ich ihnen eine Beschreibung der Insel, zeigte ihnen meine Festung, lehrte sie Brod backen, Getreide bauen und Weintrauben trocknen, unterwies sie, wie sie die Ziegen mästen und melken, und aus ihrer Milch Butter und Käse machen könnten; dann sagte ich ihnen, daß in Kurzem siebenzehn Spanier auf die Insel kommen würden, mit denen sie Alles zu theilen hätten, überließ ihnen sämtliche Gewehre und erbat für sie von dem Kapitain noch zwei Fäßchen Pulver. Nun endlich hatte die Stunde meiner Befreiung aus der beinahe acht und zwanzigjährigen Gefangenschaft geschlagen.

XII.

Rückkehr nach Europa.

Am andern Morgen bestieg ich, vom Kapitain und meinem lieben Freitag begleitet, die Schaluppe, meiner Insel für immer Lebewohl sagend. Als Reliquie nahm ich die große Mütze von Ziegenfell, meinen Sonnenschirm und Poll den Papaget mit, vergaß aber auch das früher erwähnte Geld nicht.

So lange die Insel noch gesehen werden konnte, stand ich mit einem von Wehmuth und Freude gemischten Gefühle auf dem Verdecke und richtete den Blick unverwandt nach ihr hin, die so lange Jahre Zeuge meiner Verzweiflung, gottesfürchtigen Ergebung und zuletzt mancher

glücklichen Lage gewesen war, und als die letzte Bergspitze meinen Augen entschwand, fühlte ich sie von Thränen feucht werden. Freundschaftliche Gespräche mit dem Kapitain und den andern Gefährten, welche sie über das Vaterland anknüpften, erleichterten aber bald mein beklommenes Herz und ließen mich mit froher Hoffnung an die Zukunft denken.

Das Wetter blieb uns fortwährend günstig, und unsere Fahrt ging glücklich von Statuten. Ohne weitere gefahrvolle Abenteuer zu bestehen, betrat ich den Boden Englands und eilte meiner langersehnten Heimath zu; aber leider waren meine Eltern gestorben, und Verwandte hatten sich in das hinterlassene Vermögen getheilt, da man mich längst todt glaubte. Zum Glück bedurfte ich keiner Erbschaft, denn nachdem ich mich nach Lissabon begeben, um mich nach meiner Besitzung in Brasilien zu erkundigen, erfuhr ich von meinem alten Freunde, dem Handelskapitain, daß meine dortige Pflanzung in blühendem Zustande sei und vom

Staate bisher verwaltet worden wäre, welcher die Zurückgabe derselben gewiß nicht verweigern würde.

In der That erhielt ich bald mein Eigenthum zurück und bezog von daher so beträchtliche Einnahmen, daß ich höchst angenehm mit Freitage leben konnte, welcher in dem schönen England seine Heimath leicht vergaß. Was aus seinem Vater und den Spaniern geworden ist, das sollt ihr lieben Leser bald in einem andern Buche erfahren!

